

Kurzanzeigen = Annonces sommaires

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **38 (1979)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kurzanzeigen – Annonces sommaires

BERNARD POTTIER, *Linguistique générale, théorie et description*, Paris (Klincksieck) 1974, 338 p. (*Initiation à la linguistique, Série B: Problèmes et Méthodes, 3*).

Soll man dieses Werk in einer sehr langen oder einer verhältnismäßig kurzen Besprechung vorstellen? Ich habe lange geschwankt, habe mich aber schließlich für den zweiten Weg entschieden. Das Werk ist ein großer Wurf, ein kohärentes Gebäude, hergestellt von einem erfahrenen, selbständigen und selbstbewußten Linguisten. Man könnte das Buch unter verschiedenen Gesichtswinkeln analysieren. So ließe sich zeigen, wie sich Pottiers Auffassungen herausgebildet, gewandelt und geklärt haben in einer (von ihm selber im Vorwort erwähnten) Entwicklung von seiner *Systématique des éléments de relation* (Dissertation 1955/62) über seine *Présentation de la linguistique* (1967) bis hin zur vorliegenden Darstellung. Man könnte auch zu bestimmen versuchen, welches die Stellung von Pottiers Linguistik im Rahmen der linguistischen Theorie der letzten 25 Jahre ist, was er Guillaume, Tesnière, Greimas, Fillmore¹, den Transformationalisten und vielen anderen Forschern verdankt. Das wäre allerdings ein sehr schwieriges Unterfangen, da Pottier ein Eklektiker ist und von vielen Forschern nur gerade das übernimmt, was ihm gut scheint und in sein eigenes Konzept paßt. Dazu kommt, daß er sich im ganzen Buch nirgends explizit mit anderen Ansätzen auseinandersetzt und dem Werk nicht einmal eine Bibliographie beigegeben hat. Man muß Pottier und seine Linguistik einfach so nehmen, wie sie sind. Wenn man sich auf die Lektüre des Buches einläßt, wird man viele Anregungen erhalten. Man wird die Klarheit der Darstellung in der Formulierung und in der Unterstützung des Textes durch unzählige Skizzen und Tabellen bewundern, man wird sich freuen über die eindeutige Akzentsetzung zugunsten einer richtig verstandenen semantischen Grundlage², man wird zum Widerspruch herausgefordert³, man wird aber immer angeregt und staunt auch über die weiten Kenntnisse von Pottier, der neben französischen und spanischen Beispielen, welche die Hauptmasse der Illustrationen zu seiner Theorie ausmachen, Beispiele aus rund zwei Dutzend anderen Sprachen zitiert.

Die Lektüre des Buches fordert höchste geistige Konzentration, zum Teil wegen der konzentrierten und oft apodiktischen Formulierungen, zu einem beträchtlichen Teil auch wegen der verwendeten Terminologie, die allerdings wohl durchdacht und klar bestimmt, aber in vielem eben doch nicht allgemein gebräuchlich ist. In dieser Beziehung kommt Pottier dem

¹ Auch Pottier unterscheidet – ähnlich wie Fillmore – zwischen «cas conceptuels» und «cas linguistiques». Er rechnet mit der Existenz von elf «cas conceptuels»: nominatif, accusatif, ergatif, causal, instrumental, agentif, datif, bénéfactif, final, locatif, sociatif.

² Nach den beiden ersten Hauptkapiteln über «Langage et communication» (p. 19–38) und «Des schèmes conceptuels aux schèmes linguistiques» (p. 39–57) findet man im dritten Kapitel («La compétence linguistique» (p. 59–309) die zwei großen Abschnitte über «La substance du signifié» (p. 61–222) und «La forme du signifié» (p. 223–297).

³ So glaube ich z. B. nach wie vor, daß es nicht genügt, das «sémème» einfach als «ensemble de sèmes» zu beschreiben nach der Formel «sémème = {sème¹, sème², ... sèmeⁿ}» (p. 29), sondern daß man in der semantischen Analyse auch die (hierarchische) Ordnung, die Struktur bestimmen muß, welche die Seme bilden; cf. dazu meinen Kongreßvortrag über *L'état actuel de la sémantique dans le domaine roman*, XIV Congresso internazionale di linguistica e filologia romana, Napoli 1974, *Atti I* (Napoli 1978), p. 117–129.

Leser allerdings entgegen mit einem sehr nützlichen «Glossaire des principaux concepts» (p. 319–333), das noch von einem «Index des principaux termes linguistiques» (p. 335–338) gefolgt ist.

Das von einer starken Forscherpersönlichkeit geprägte Buch sei jedem linguistisch Interessierten zur Lektüre empfohlen.

G. H.



JÜRGEN M. MEISEL (Ed.), *Langues en contact – Pidgins – Créoles – Languages in Contact*, Tübingen (TBL Verlag Gunter Narr) 1977, 285 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 75).

Der von Meisel edierte Sammelband der Materialien eines Kolloquiums der Gesamthochschule Wuppertal von März 1976 enthält zehn Beiträge zu unterschiedlichen Problemen des Sprachkontaktes. Das Buch ist in fünf thematische Kapitel unterteilt: A) Lingua Franca, B) Un passé créole des langues européennes? C) La genèse des parlers franco-créoles, D) Changements sémantiques et syntaxiques, E) Problèmes de sociétés multilingues. Sektion A enthält nur einen Beitrag von K. Whinnom (Exeter) «The Context and Origins of Lingua Franca». Der Verfasser weist zunächst auf die Bedeutung der Lingua Franca als mögliche Basis für die an europäische Sprachen angelehnten Créoles hin und setzt sich mit dem Wert der verschiedenen Hinweise über Existenz, Gebrauch und Aussehen der Lingua Franca auseinander. Als relativ sicher wird angenommen, daß Italienisch (bzw. der genuesische und/oder venezianische Dialekt) die lexikalische Grundlage bieten. Auffassungen über die direkte Ableitung der Lingua Franca aus einem Latein der Händler des Mittelmeerraumes werden ebenso zurückgewiesen wie grundsätzliche Zweifel an ihrer Existenz (z. B. bei Robert H. Hall jr., der die Lingua Franca des 19. Jahrhunderts mit Pidginfranzösisch und die des 17. Jahrhunderts mit Pidginspanisch gleichsetzt). Der Beitrag enthält interessante Hinweise zur Verwendung der Lingua Franca an der nordafrikanischen Küste im 17. Jahrhundert, wo sie das gemeinsame Verständigungsmittel in der vielsprachigen Gemeinschaft der Hafenstädte (besonders Algier, Tripolis, Tunis) war. Wie ihre Entstehung aus den Verständigungsbedürfnissen im Mittelmeerhandel begründet wird, sieht auch der Verfasser ihr Verschwinden bedingt durch den Niedergang des Osmanischen Reiches, den Zusammenbruch des Mittelmeerhandels und das Verschwinden der Städte mit gemischter Bevölkerung sowie durch das steigende Prestige der Sprachen Französisch und Italienisch nach der französischen Eroberung Nordafrikas.

Sektion B enthält drei Beiträge. Ch.-J. N. Bailey und K. Maroldt (Berlin-West) versuchen in ihrem Artikel «The French Lineage of English» zu beweisen, daß Mittelenglisch eine Kreolensprache aus Altfranzösisch und Angelsächsisch war. Es wird festgestellt, daß die französische Kreolisierung in zwei Etappen vor sich ging, vor 1200 und danach besonders durch massive Entlehnungen im 13. und 14. Jahrhundert. Die Fähigkeit des Englischen, flexibel und gut anpaßbar zu sein und somit als weltweites Kommunikationsmittel zu dienen, führen die Verfasser auf die 'long history of creolization' zurück. Die Verwendung des Terminus 'creolization' erscheint uns bewußt ambig gehalten zu sein. Wir würden uns dieser Benennung anschließen, wenn die Verfasser aussagen möchten, daß Englisch Ausgangspunkt für die meisten Kreolensprachen war. Sollte Englisch an sich als Produkt einer Kreolisierung betrachtet werden, würde diese Meinung ein sehr weites Verständnis des Begriffes 'creolization' voraussetzen.

Als weiteren Beitrag in Sektion B bringen B. L. Hall, R. M. R. Hall (New York) und M. D. Pam (Wuppertal) Überlegungen zur Aussprache von /NG/ im Englischen, Amerikanischen und Kreolenenglischen, «The Stage of the Development of English Phonology 1600–1700: Some Creole Evidence concerning /NG/». Die Verfasser weisen nach, daß die Aussprache /ŋg/ zur Zeit der Herausbildung der englischen Kreolensprachen für das Englische typisch war. Die Nichtunterscheidung von /ŋ/ und /ŋg/ im Amerikanischen wird besonders auf die unterschiedlichen Einwanderergruppen zurückgeführt (z.B. keine Unterscheidung /ŋ/ /ŋg/ bei Einwanderern aus Osteuropa). Das Auftreten von /ŋ/ in den heutigen englischen Kreolensprachen wird als Ergebnis einer kreolisch-internen Entwicklung angesehen. Die Verfasser beweisen, daß auch die Kreolensprachen ihre eigene Entwicklung haben und nicht alle Phänomene direkt auf die jeweilige europäische Sprache zurückzuführen sind.

Der dritte Beitrag in Sektion B von B. Schlieben-Lange (Frankfurt) «L'Origine des langues romanes – Un cas de créolisation?» setzt sich mit den Versuchen auseinander, Analogien im Prozeß der Herausbildung der romanischen Sprachen und der Kreolensprachen zu postulieren. Anhand von Zitaten aus Arbeiten namhafter Romanisten und Kreolenspezialisten (Schuchardt, Hall, Valkhoff, Herculano de Carvalho u.a.) wird einsichtig gemacht, daß jeder, der sich im Zusammenhang mit der Gleichsetzung beider Prozesse geäußert hat, andere Vergleichskriterien in Anschlag gebracht hat. Daher die berechnete Forderung, diese zu systematisieren, um das oberflächlich-metaphorische, das der Analogie oft noch anhaftet, abzustreifen. Als Vergleichskriterien kommen nach Schlieben-Lange in Betracht: 1. Typologie historique, 2. Typologie des contacts linguistiques, 3. Typologie de développement des langues, 4. Type de structure linguistique. Wir können der Verfasserin nur beipflichten, wenn sie ihrem anregenden Beitrag, ohne sich für oder wider die Identifizierung der Genese der romanischen Sprachen mit Kreolisierungsprozessen auszusprechen, den systematischen Vergleich zwischen romanischer Sprachgeschichte und historischer Typologie und der Entstehung der Créoles als wertvollen methodologischen Ansatz begreift, der viele Probleme der Geschichte der Romania in neuem Lichte nachweisen lassen würde.

In Sektion C untersucht A. Valdman (Nizza) «Créolisation sans Pidgin: Le système des déterminants du nom dans les parlers franco-créoles». Der Verfasser setzt sich mit verschiedenen Theorien zur Entwicklung der französischen Kreolensprachen auseinander und wendet sich dabei besonders gegen diejenigen Auffassungen, die im «patois nautique» oder im «patois normand» den Ausgangspunkt für die Kreolensprachen besonders der Karibik sehen. Ausführlich untersucht Valdman die Stellung der Determinativpronomina und stellt fest, daß die Nachstellung nur bedingt auf afrikanische Vorbilder zurückgeführt werden kann. Vielmehr handelt es sich hier um eine sprachliche Erscheinung, die typisch für das Französische zur Zeit der Kolonisierung war. In einem weiteren Beitrag in Sektion C bringt A. Bollée (Köln) «Remarques sur la Genèse des Parlers Créoles de l'Océan Indien». Die Verfasserin äußert, daß sich die französischen Kreolensprachen im Gebiet des Indischen Ozeans aus einem «proto-créole bourbonnais» entwickelt haben. Da das Kreolenfranzösische schnell alle anderen Sprachen verdrängte, konnten diese keinen Einfluß auf die Morphosyntax ausüben. Die Kinder der Einwohner, die aus den verschiedensten Ländern kamen, benutzten schon in der zweiten Generation Kreolisch als Kontaktsprache, somit gab es in diesem Gebiet keine längere Übergangszeit von Pidgin zu Créole.

In Sektion D untersucht C. H. Molony (Essen) «Semantic Changes in Chabacano». Es wird festgestellt, daß im spanischkreolischen Chabacano der Philippinen viele Wörter eine semantische Veränderung erfahren haben. Dazu untersucht Molony Wörter aus den semantischen Feldern der Verwandtschaftsbeziehungen und menschliche Charaktereigenschaften sowie Pronomen und weist zahlreiche Bedeutungsveränderungen der Chabacano-Wörter im Vergleich zu den ursprünglichen Ausgangssprachen (Spanisch, Englisch, philippinische

Sprachen und 'Mardika') nach. Weiterhin stellt Molony fest, daß im heutigen Chabacano eine Tendenz zur Spezialisierung des Wortschatzes zu sehen ist.

Der zweite Beitrag in Sektion D «Transitional Grammars in the Acquisition of German by Spanish and Italian Workers» (Heidelberger Forschungsprojekt «Pidgin-Deutsch») beschäftigt sich mit der Aneignung syntaktischer Strukturen bei ausländischen Arbeitern in der BRD. Nach einer sehr ausführlichen Darlegung des Untersuchungsverfahrens, die den größten Teil des Beitrages in Anspruch nimmt, werden nach Befragung von 48 Personen zu verschiedenen Zeitpunkten ihres direkten Spracherwerbs folgende Ergebnisse festgehalten: Zunächst werden erweiterte Nominalkomplexe und adverbiale Komplexe erlernt, zuletzt die Verwendung von Hilfsverben und Modalverben, Nominal- und Relativsätze. Obwohl die Ergebnisse der Untersuchungen wichtige Erkenntnisse bringen, würden wir uns einer derartig weiten Auffassung der Pidginisierung nicht anschließen, da dann jeder direkte Spracherwerb Untersuchungsobjekt der Sprachkontaktforschung wäre. Hierbei handelt es sich u. E. doch viel mehr um eine Übergangserscheinung, die in keiner Weise als typischer Zustand bzw. als System angesehen werden kann.

In Sektion E beschäftigt sich P. Stein (Marburg) mit «Problèmes liés à un parler créole dans une société multilingue: le cas de l'île Maurice». Der Verfasser beschreibt exakt die Sprachsituation Mauritius und erklärt ausführlich die Anwendungsbedingungen für die verschiedenen auf der Insel gesprochenen Sprachen. Hierbei wird die Rolle des Kreolenfranzösischen als universellem Kommunikationsmittel ersichtlich. Der Autor untersucht dann den politisch-sozialen Aspekt der Sprachpolitik und bringt die Hoffnung zum Ausdruck, daß Kreolenfranzösisch nun auch offiziell als Landessprache akzeptiert wird und die Mittel einer modernen Sprache wie offizielle Orthographie, normative Grammatik, normative Wörterbücher, Schulbücher und Literatur erhält.

Der letzte Beitrag von A. D. Luzio (Konstanz) «Maintien et changement de langue dans la communauté romanche des Grisons» beschreibt die ökonomischen und soziokulturellen Bedingungen für die Verwendung von Deutsch und Rätoromanisch im Schweizer Kanton Graubünden. Nach einem kurzen historischen Abriss der Herausbildung des Rätoromanischen geht der Verfasser auf die heutige Sprachsituation ein und stellt fest, daß Rätoromanisch weiterhin besonders in ländlichen Gebieten gesprochen wird. In industriell stärker entwickelten Gebieten geht der Gebrauch des Rätoromanischen zurück, und in Städten wird Rätoromanisch nur noch in sehr begrenztem Umfang gesprochen. Der Autor betont, daß heute Rätoromanisch besonders in der Familie und in der Folklore gepflegt wird und als Quasidialekt oft neben dem Deutschen existiert. Er fordert mehr Engagement für die Pflege und Sprachplanung dieser romanischen Sprache.

Der uns vorliegende Sammelband bringt viele wichtige Anregungen und Forschungsergebnisse zum Problem der Kreolensprache und des Sprachkontaktes. Einer zu weiten Fassung des Begriffes «Kreolisierung» können wir uns nicht anschließen. Wenn Créole gleichgesetzt wird mit Volkssprache, die sich durch vereinfachte Syntax und Morphologie auszeichne, wird u. E. der Begriff wissenschaftlich unscharf, wenn nicht verwaschen, verwendet. Eine derartig weite Verwendung sollte nicht angestrebt werden.

Klaus Bochmann/Matthias Perl



GIULIANO BONFANTE, *Matteo Bàrtoli nel centenario della nascita (1873–1973)*, in: *Atti e Memorie dell'Accademia Toscana di Scienze e Lettere «La Colombaria»* 39 (1974), p. 127–149.

Der glühendste Verehrer des Meisters der Neolinguistica ergreift hier aus Anlaß des 100. Geburtstags das Wort, um vor allem noch einmal die neolinguistische Methode der junggrammatischen entgegenzustellen¹ und die Lehre von den «norme areali», wie sie im *Breviario di linguistica* (1928) zur Darstellung kommt, mit neuen Beispielen zu unterbauen. Bartoli erscheint dem Redner nach wie vor als einer der allergrößten Sprachwissenschaftler: «Nel campo della glottologia passata e presente solo tre o quattro studiosi possono stargli a paro; nessuno, credo, può ambire a superarlo» (p. 149). Es ist kein Zweifel – das wird man gerechterweise sagen müssen –, daß die methodischen Impulse, die von Bartoli ausgegangen sind, in der Romanistik und mehr noch vielleicht in der Indogermanistik, vor allem in Italien, belebend und befruchtend gewirkt haben. Die «norme areali» haben aber glücklicherweise Sprachgeographen wie Karl Jaberg, Jakob Jud, Rudolf Hotzenköcherle nicht daran gehindert, die Kartenbilder des romanischen wie des germanischen Raumes differenzierter zu deuten, als das mit den Verfahren der Neolinguistica möglich wäre. In einem Brief an Walter Porzig schreibt Karl Jaberg am 8. Mai 1954: «Bartoli ist mit Vorsicht zu genießen. Seine Sprachgeographie ist allzu schematisch». Aus diesem Schematismus befreit sie auch Bonfantès Vortrag nicht.

Siegfried Heinemann



GIOVAN BATTISTA MANCARELLA, *Linguistica romanza*, Bologna (Zanichelli) 1978, 198 p. (*Biblioteca linguistica* 6).

Nella collana ormai nota anche a livello internazionale, nella quale sono finora comparsi contributi di Berruto, Zamboni, Stati, Zolli¹ e sono in stampa volumetti curati da Coletti ed Uguzzoni², l'Autore – docente di dialettologia al Magistero di Bari – ha inserito il presente studio, il quale non a caso è stato intitolato così e non ad esempio filologia romanza: il motivo sarebbe rintracciabile nel fatto che egli ha inteso non certo accantonare la letteratura scientifica interessata di tipo essenzialmente analitico (dalle grammatiche storiche agli atlanti linguistici, ai dizionari etimologici a ricerche ed analisi molto circoscritte e circostanziate) bensì utilizzare questo materiale e patrimonio sempre prezioso in vista di un taglio prevalentemente linguistico. Ciò comporterà l'inserzione della disciplina nell'ambito della linguistica generale, con il concorso ineludibile e del tutto necessario di concreti e continui riferimenti alle singole lingue romanze, in modo da pervenire alla loro descrizione in un rapporto e taglio tanto diacronico («genetico») quanto sincronico («funzionale»). Di fatto questo nuovo approccio finora è stato scarsamente se non privilegiato neppure sottoposto all'attenzione degli studiosi: prova ne sia che per lo studio della sintassi si deve ricorrere al contributo del Bourciez, per quello della fonomorfologia al manuale di Lausberg e a quello piuttosto avveniristico per larghi strati di romanisti di Jordan – Manoliu Manea; al contrario nell'ambito della filologia i manuali dizionari e lessici sono i più disparati e molti sono assai aggiornati.

¹ G. BONFANTE hat das u. a. in seiner Schrift *La dottrina neolinguistica*, Torino 1970, getan.

¹ G. BERRUTO, *La sociolinguistica*; id., *La semantica*; A. ZAMBONI, *L'etimologia*; S. STATI, *La sintassi*; P. ZOLLI, *Le parole straniere*.

² V. COLETTI, *Il linguaggio letterario*; A. UGUZZONI, *La fonologia*.

Tenendo conto di questo orizzonte a monte e del taglio critico della Collana zanichelliana, l'Autore ha ritenuto non inutile scrivere il presente libro soprattutto in vista della possibilità di offrire una sintesi aggiornata, non pedante seppure precisa, degli elementi di fondo utili a qualsiasi studente universitario «romanzo». Ammette tuttavia che limiti del suo contributo potranno essere considerati la preminenza fattuale riservata al francese rispetto allo spagnolo (o al rumeno) sulla base di precise statistiche compiute nella sua Facoltà barese, lo spazio maggioritario relativo a fonetica e morfologia rispetto a sintassi e semantica, ed infine l'assenza di un *index verborum* (che in effetti sarebbe risultato utile; così il volumetto è quasi inconsultabile, a meno di leggerlo da cima a fondo).

L'opera è stata articolata in cinque capitoli: *Fonetica* (p. 16–72), *Morfologia* (p. 73–120), *Sintassi* (p. 121–152), *Lessico* (p. 153–183) e *Bibliografia* (p. 184–193); segue un indice analitico dei termini metalinguistici più significativi, con rinvio ai paragrafi principali interessati.

Una piacevole novità – oltre al suddetto taglio nettamente pancronico e linguistico – è costituita da una discreta *Introduzione* (p. 3–15), grazie alla quale si pone il lettore a discreta conoscenza delle fondamentali tendenze ed impostazioni della grammatica romanza a partire dal Diez e dal Meyer-Lübke fino ai praghensi, Wartburg, Martinet e Lausberg, senza cadere in ingenuità o cose arcinote anche ai non addetti ai lavori; oltre alle delineazioni generali, l'Autore procede poi più dettagliatamente ad *excursus* storici sulla classificazione delle lingue romanze sulla base dei più accreditati testi glottologici, proponendo personalmente la suddivisione in quattro aree geografiche e diverse varietà locali affiancandosi così alla chiarezza direttrice di Monteverdi, Tagliavini, Elcock e Renzi.

Quanto ai restanti capitoli possiamo dire che in genere la trattazione è chiara, limpida, basata sulle conoscenze ed ipotesi – quando esse si presentino – più accreditate, mirando così più all'esposizione informativa di buon livello che al contributo esclusivamente scientifico: nella sezione fonologica le parti teoriche sono sempre completate e spiegate da una vera e propria selva di esemplificazioni. Buono il capitolo morfologico (parti del discorso, forme verbali); quello sintattico è abbastanza nuovo, anche se la terminologia impiegata è assolutamente tradizionale e non si ricorre a nessun modello linguistico moderno – e questo è forse un limite del libro, dato che gli studi più recenti hanno provato l'insostenibilità di molti aspetti della grammatica tradizionale. Non sarà forse anche imputabile alla scarsa o nulla preparazione linguistico-teorica degli studenti romanzi? –; nonostante ciò, piuttosto originale è trovare una sintesi palese della sintassi superiore, come lo stesso Mancarella ha fatto in questo capitolo; la parte lessicale è suddivisa per forme popolari e dotte, elementi suffissali prefissali e composti, slittamenti semantici, nonché riflessi di aree extraromanze.

L'Autore ha offerto al mondo universitario un valido strumento di sintesi seria e calibrata, la cui utilità pedagogica non dovrebbe farsi aspettare.

Furio Murru



THADDEUS FERGUSON, *A History of the Romance Vowel Systems through Paradigmatic Reconstruction*, The Hague – Paris (Mouton) 1976, 176 p. (*Janua linguarum, Series practica* 176).

Si l'auteur de cet ouvrage n'augmente pas d'une manière importante les matériaux bruts, il les soumet en revanche à une analyse comparative historique qui est, contrairement à une pratique courante chez les romanistes, à la fois orthodoxe, comme chez les comparatistes qui

se consacrent à d'autres familles linguistiques, et rationnelle. Orthodoxe, parce que l'auteur repère méthodiquement les évolutions particulières et tardives, afin d'isoler les traits génétiquement communs, et qu'il retient les traces, parfois ténues et dispersées, d'étapes anciennes de l'évolution phonétique (par exemple en vegliote, albanais et macédo-roumain), pour être à même d'opposer des paires de mots de même étymon en séries de concordance interromanes (par exemple, pour l'analyse des rapports entre /*o*/ et /*aw*/, l'espagnol /*ora*/ et /*oro*/), le français /*ōr*/ et /*or*/, l'italien /*ōra*/ et /*oro*/, etc.). Rationnelle, parce que l'auteur écarte la documentation romane ancienne (les textes), jugée sujette à caution et tout aussi hypothétique que les reconstructions elles-mêmes, et se fonde de préférence sur des données actuelles, directement accessibles à l'observateur moderne; ce qui ne l'empêche pas de s'appuyer sur le latin, lorsqu'un phonème du système originel, devenu méconnaissable par évolution phonétique ou s'étant confondu avec un autre, ne peut pas être reconstruit par le seul témoignage des parlers romans. Dans la mesure où elle élimine ainsi les critères les moins sûrs, cette attitude méthodologique confère au témoignage des faits linguistiques retenus, notamment au jeu des oppositions phonologiques, une fonction centrale dans l'argumentation, fonction dont la pertinence pour la reconstruction d'états anciens est indiscutable.

Un autre aspect important de cet ouvrage est le rôle qu'y joue le structuralisme, auquel se réfère le terme «paradigmatic» du titre. S'en inspirent tout d'abord le but de l'ouvrage (reconstruire les systèmes vocaliques dont dérivent les systèmes des parlers romans), et puis la manière d'appliquer la méthode comparative (l'auteur insistant sur le fait qu'il compare des structures, ce qui entraîne la double conséquence que les faits observés dans une structure donnée auront une pertinence en fonction de faits correspondants dans d'autres structures plutôt qu'une pertinence en fonction de leur phonisme ou de leur statut phonologique, et qu'au lieu d'étudier, dans une structure, des éléments isolés, on rapprochera des ensembles structurellement solidaires, comme /*i* – *u*/ ou bien /*e* – *o*/). Est en grande partie structuraliste, enfin, la manière d'interpréter l'évolution, marquée qu'elle est par la phonologie diachronique d'inspiration martinétienne.

Ajoutons que cet ouvrage bénéficie du souci de précision et de formalisme qui anime actuellement bon nombre de linguistes de tout bord.

En résumé, je ne dirais pas que l'ouvrage de T. Ferguson révolutionne notre connaissance du vocalisme roman – et il n'en a sans doute pas la prétention – mais plutôt que, par la rigueur de la méthode, par une argumentation cohérente, fondée sur un ensemble de faits concrets, il permet d'avoir du développement du vocalisme roman une connaissance mieux étayée, de nuancer et préciser les thèses existantes et de porter sur elles un jugement plus sûr.

Quelques mots, maintenant, au sujet des résultats. L'étude de T. Ferguson porte sur les systèmes vocaliques toniques et atones, ainsi que sur la diphtongue /*aw*/). Voici, dans les grandes lignes, les conclusions auxquelles arrive l'auteur en ce qui concerne les voyelles toniques. A partir d'un système à cinq degrés d'aperture (/*a*/, /*e* – *o*/, /*e* – *o*/, /*i* – *u*/ et /*i* – *u*/), Ferguson suppose la formation d'un système à quatre degrés, produit par la fusion soit des degrés /*i* – *u*/ et /*i* – *u*/, soit des degrés /*i* – *u*/ et /*e* – *o*/, soit, pour le roumain notamment, de /*u*/ et /*u*/ d'une part, /*i*/ et /*e*/ d'autre part; dans ce système à quatre degrés, le couple /*e* – *o*/ se diphtonguera par la suite selon plusieurs modalités, qui caractérisent respectivement certains parlers de l'Italie méridionale et le sicilien (diphtongaison métaphonique devant /*i*/ et /*u*/), le catalan et le provençal (diphtongaison devant une semivoyelle palatale ou labio-vélaire), le français et l'italien central (diphtongaison en syllabe ouverte), enfin l'espagnol, le rhéto-roman, le vegliote et en partie le roumain (diphtongaison en syllabe ouverte et en syllabe fermée). A la suite d'une autre fusion, celle des degrés /*e* – *o*/ et /*e* – *o*/, le système à quatre degrés se réduit à un système à trois degrés, caractérisant, selon le comportement du couple

issu de cette fusion, /e – o/, certains parlars de l'Italie méridionale (diphthongaison métaphonique devant /i/ et /u/) et le portugais, le sarde et en partie le roumain (fermeture métaphonique devant /i/ et /u/). – Telle que je l'esquisse ici, cette évolution peut paraître assez conforme aux vues qu'on a traditionnellement sur cette matière. Elle l'est en fait assez peu, car l'auteur se distance des idées reçues sur plusieurs points, dont voici les principaux. 1) La diphtongue /aw/ n'est pas un facteur primaire de la diphtongaison des voyelles moyennes; en ceci, T. Ferguson s'oppose aux vues que L. Romeo a émises dans *The Economy of Diphthongization in Early Romance* (The Hague – Paris 1968). 2) La diphtongaison dans le système à quatre degrés et la fermeture métaphonique dans celui à trois degrés ont pour cause un besoin de renforcer les oppositions phonologiques, c'est-à-dire une pression du système («paradigmatic pressures»); c'est là un type d'explication auquel on a assez peu recouru jusqu'à présent. 3) Il y a un lien historique interne entre diphtongaison et métaphonie, par le biais de la diphtongaison métaphonique, commune aux systèmes à trois et à quatre degrés; H. Lausberg, par exemple, voit là plutôt l'effet d'un contact, sur le plan externe, entre des parlars participant du système à trois degrés et des parlars participant du système à quatre degrés. 4) Le portugais connaît un système à trois degrés, à la suite de deux fusions, celle de /i̇ – u/ avec /e – o/, puis celle de /e – o/ avec /ė – o/; le parallélisme des trois paires /ḟornu/ et /ḟornus/, /ḟurṁozu/ et /ḟurṁozus/, /ṅovu/ et /ṅovus/, par exemple, en est un reflet pour la série arrière; ici, T. Ferguson s'écarter de la tradition, telle que la représente l'ouvrage classique de E. B. Williams, *From Latin to Portuguese*. 5) T. Ferguson tend à montrer que le développement des systèmes vocaliques romans a été un processus complexe et, somme toute, assez peu uniforme. En voici deux illustrations: 1) Le système à trois degrés du portugais est génétiquement différent du système à trois degrés du sarde, puisque le degré /i̇ – u/ rejoint /e – o/ dans le premier cas, /i̇ – u/ dans le second. 2) Dans la série arrière du roumain, la fusion des degrés moyens, /o/ et /ȯ/, qui, sur le plan pan-roman, passe pour être responsable de la seconde réduction, de quatre à trois degrés, serait en réalité antérieure à la fusion des degrés fermés, /u/ et /u̇/, qui est généralement considérée comme responsable de la première réduction, de cinq à quatre degrés. En d'autres mots, dans l'optique de T. Ferguson, le système à quatre degrés et le système à trois degrés sont plutôt des concepts typologiques, qui peuvent avoir une apparence d'uniformité génétique, à laquelle on s'est peut-être parfois laissé prendre, mais qui dissimulent, pour les diverses parties de la Romania, des évolutions fort divergentes. Dans ce sens vont également le refus d'une terminologie trop teintée de perspective diachronique (comme «système archaïque» et «système moderne») et une remarque que l'auteur fait dans sa conclusion: l'application de la grammaire comparée à l'évolution vocalique ne confirme pas l'hypothèse d'isoglosses proto-romans, notamment pas sous la forme d'une division de la Romania en une partie occidentale et une partie orientale. Par cette manière de voir, sous-jacente d'un bout à l'autre du livre, l'auteur prend le contre-pied des comparatistes qui ont tendance à forcer le vocalisme roman dans des cadres trop schématiques et trop rigides.

En définitive, même si, dans le détail, certains aspects de l'ouvrage sont peut-être discutables, T. Ferguson a le mérite de nous contraindre à repenser la comparaison des langues romanes ainsi que nos théories sur leur évolution et sur la fragmentation linguistique de la Romania.

Robert de Dardel



Actes du XIII^e Congrès international de Linguistique et de Philologie romanes, tenu à l'université Laval (Québec, Canada) du 29 août au 5 septembre 1971, 2 vols, publiés par MARCEL BOUDREAU et FRANKWALT MÖHREN, Québec (Les Presses de l'Université Laval) 1976, LXXXVI + 1209 p. + 1248 p.

Die Publikation von Kongreßakten wird immer problematischer. Früher erwartete man von den Organisatoren eines Kongresses, daß sie die Akten vor dem nächsten Kongreß herausbringen würden. Dieses Ziel wurde bei den Kongressen der *Société de Linguistique romane* bis Mitte der siebziger Jahre jeweils ganz oder doch fast erreicht. Offenbar ist dies heute kaum mehr möglich. Die hier anzuzeigenden Akten des Kongresses von Québec erschienen zwei Jahre nach der Durchführung des Kongresses von Neapel. Von diesem sind die Akten noch heute (September 1979) nur zum Teil publiziert¹. Von den Kongreßakten von Rio de Janeiro hat man überhaupt noch nichts gehört, und schon wird für April 1980 ein neuer Kongreß in Palma de Mallorca vorbereitet.

Die Schwierigkeiten erklären sich wohl in erster Linie durch den enormen Umfang. Zwar umfassen die zwei stattlichen Bände von Québec rund 200 Seiten weniger als die Akten des vorangehenden Kongresses von Bukarest (1968). Die Akten von Neapel werden jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach die Grenze von 3000 Seiten überschreiten.

Daß die Akten von Québec trotz dem großen Umfang von rund 2500 Seiten überhaupt herausgekommen sind, verdient allein schon unsere Anerkennung. Man wird den Herausgebern aus der zweijährigen Verspätung auch keinen großen Vorwurf machen. Marcel Boudreau und Frankwalt Möhren haben eine enorme Arbeit geleistet, unterstützt von einer Gruppe von Korrektorinnen und Korrektoren, deren Namen mit vollem Recht am Anfang der Bände genannt sind².

In gewissen Details lassen die Akten vielleicht gewisse Wünsche offen. Es ist z. B. nicht glücklich, daß das Teilnehmerverzeichnis gerade auch als Index für die 196 Sektionsreferate verwendet wurde, indem die Namen der Referenten einfach mit einem Asterisken ausgezeichnet und von einem Verweis auf den Abdruck ihres Referats gefolgt sind. So besitzt man nämlich nirgends ein Inhaltsverzeichnis, das die Namen der Referenten mit dem Titel ihres Referats enthält. Nur über die 6 Hauptreferate erhält man einen solchen Überblick (p. X): IORGU IORDAN, *Du bilinguisme dans le domaine roman* (vol. I, p. 5–13), CHARLES-THÉODORE GOSSEN, *L'état présent des études sur les dialectes galloromans du moyen âge* (p. 19–34), PIERRE GARDETTE, *La dialectologie galloromane. Etat présent* (p. 37–53), MAURICE DELBOUILLE, *La philologie médiévale et la critique textuelle* (p. 57–73), ALBERT HENRY, *La stylistique littéraire. Essai de redéfinition* (p. 77–90), MARIO WANDRUSZKA, *Pour une interlinguistique romane* (p. 93–122). Auf ein Personenregister, das auch die Diskussionsbeiträge erfaßt hätte³, haben die Herausgeber verzichtet. Man mag dies bedauern, wird aber dafür mehr als entschädigt durch einen Wort- und Sachindex von 16 Seiten (vol. II, p. 1233–1248). Soweit ich sehe, ist ein solcher Index, über dessen Nützlichkeit keine Worte verloren werden müssen, noch in keinen Akten eines *Congrès international de linguistique et philologie romanes* vorhanden gewesen.

Eine letzte Bemerkung: Mit einer gewissen Verwunderung liest man auf p. LXXIX zu dem vom Kongreßpräsidenten, G. Straka, an der Eröffnungssitzung gehaltenen Referat: «L'exposé sur l'état actuel des études linguistiques au Québec sera publié ultérieurement dans la

¹ Nämlich die Bände 1, 2 und 4; die Bände 3 und 5 stehen noch aus.

² Den Wert solch hingebungsvoller Arbeit erkennt man dann, wenn sie einmal nicht geleistet wird, wie dies bei den Akten von Neapel zum Teil der Fall ist; cf. dazu die mehr als berechtigten Bemerkungen von B. POTTIER in *RLiR* 43 (1979), 179.

³ Wie es in den Akten von Bukarest enthalten ist (vol. II, p. 1521–1527).

revue *Travaux de Linguistique et de Littérature* ou dans *Revue de Linguistique Romane*». Bisher ist das Referat, soviel ich weiß, noch nicht veröffentlicht worden. Darüber kann man hinwegsehen. Entscheidend ist aber dies: Wenn arrivierte Forscher, die ohne weiteres dazu die Möglichkeit haben, ihre Referate nicht in den Kongreßakten abdrucken lassen, entwertet dies solche Publikationen, die ohnehin – ich wiederhole es – mit enormen Problemen zu kämpfen haben.

G. H.



MANFRED SANDMANN, *Expériences et critiques. Essais de Linguistique générale et de Philologie romane*, Paris (Klincksieck) 1973, 399 p. (*Bibliothèque française et romane, Série A: Manuels et études linguistiques 25*).

Man ist sehr dankbar für diesen Band. Er vereinigt 21 Arbeiten von M. Sandmann, welche zwischen 1938 und 1971 an ganz verschiedenen Orten und in verschiedenen Sprachen (Deutsch, Englisch, Spanisch, Französisch) erschienen waren¹. Der Autor hat sie selbst, mit Hilfe von zwei Französinnen, übersetzt, sofern nicht schon die Urfassung französisch war. Zum Teil ging die Übersetzung Hand in Hand mit einer Überarbeitung. Zu den genannten Arbeiten kamen überdies zwei bisher unveröffentlichte: *L'«origine étymologique» – une notion périmée?* (p. 17–33) und *Correspondances: Charles Bally et la «Grammaire générale et raisonnée»* (p. 63–80).

Die Sammlung zeigt die große geistige Spannweite und Aufgeschlossenheit dieses Meyer-Lübke-Schülers, der 1933 Deutschland verlassen mußte und über Glasgow und Jamaica nach Berkeley gelangte. Dieser Lebensweg hat es M. Sandmann zum Teil verwehrt, in der europäischen Forschung jenes Echo zu finden, das er verdient hätte. Ich denke z. B. an seine Beiträge zu den Tempora der Erzählung im Altfranzösischen und im Altspanischen, die glücklicherweise im vorliegenden Band abgedruckt sind. Überhaupt enthält der Band, wie der Autor selbst sagt, «une partie considérable» seiner Arbeiten (p. 9)². Nur vor allem

¹ **Linguistique générale:** *Formes analytiques et synthétiques* (p. 35–48), *Remarques sur la théorie de l'énonciation chez Bally* (p. 49–61), *La contraction de simples constructions du type S-P* (p. 81–94). **Étymologies:** 'El coco' et 'el mono' – *Étymologies et légendes étymologiques* (p. 97–113), *Un problème de géographie linguistique antillaise* (p. 115–119). **Syntaxe des temps narratifs:** *Les temps narratifs du passé dans le 'Cantar de Mio Cid'* (p. 123–143), *Syntaxe verbale et style épique* (p. 145–165), *Les temps narratifs en ancien français* (p. 167–174), *Appendice: Compte rendu de «Die Tempora der Vergangenheit in der Chanson de Geste»*, Diss. Wien 1964 de Mme FRIEDERIKE STEFANELLI-FÜRST (p. 175–180). **Thèmes de syntaxe:** *Remarques sur la genèse d'adjectifs en fonction d'adverbes* (p. 183–195), *Sur la question des féminins neutres en espagnol* (p. 197–219), 'Monter à cheval' et le problème des variations d'expression conditionnées par les contextes situationnels (p. 221–248), 'Il ouvre un large bec'. *Remarques sur la syntaxe des mots désignant les parties du corps* (p. 249–268), «Possessifs» et «Prédicatifs» (p. 269–285), «Et» de fermeture et «et» de continuation en français moderne (p. 287–297). **Comptes rendus et critiques:** *Une nouvelle syntaxe historique de la langue française*. Remarques critiques sur E. GAMILLSCHEG, *Historische französische Syntax* (p. 301–332), Critique de HARALD WEINRICH, *Tempus. Besprochene und erzählte Welt* (p. 301–332), Critique de BERNARD POTTIER, *Systématique des éléments de relation. Etude de morphosyntaxe structurale* (p. 343–352). **Critique littéraire:** «... ma douce fleur nouvelle» (*Ronsard, Chanson*) (p. 355–368), *L'Épopée traditionnelle. A propos de «La Chanson de Roland y el Neotradicionalismo»*, de RAMÓN MENÉNDEZ PIDAL (p. 369–378), *Perceval déguisé* (p. 379–388).

² Dank guten Registern läßt sich die Fülle des Dargebotenen auch leicht erschließen: «Index des noms d'auteurs» (p. 389–391) und «Index analytique» (p. 393–395).

«certaines études sur la coordination» sind nicht aufgenommen worden «dans l'espoir de pouvoir les utiliser dans une monographie à part». (p. 9). Ich wünsche dem Emeritus von Berkeley aufrichtig, daß er auch dieses Werk noch vollenden kann.

G. H.



Six littératures romanes, Marche romane, tomes XXIII, 2–4 et XXIV, 1–2, 1973–1974 (*Cahiers de l'A.R.U.Lg.*).

Le présent tome est un numéro spécial qui s'est vu assigner un domaine d'études si vaste qu'il est impossible d'y élire un thème particulier. En effet, il s'agit de refléter la croissance des soins voués aux langues et littératures étrangères par les romanistes présentement ou ci-devant liégeois. Du fait qu'un tome particulier vient d'être consacré à cette discipline, la linguistique a été écartée, également la littérature française médiévale.

L'ouvrage de 311 pages s'ouvre sur une introduction intitulée: *Les études de langues et littératures romanes étrangères à l'Université de Liège. Leur expansion, leur contexte*. I. *Histoire des études consacrées aux langues et littératures romanes à l'Université de Liège (1891–1968)*, par F. Pirot (p. 9–18) et II. *Développement, essaimage, vocations immédiates ou profondes*, par R. Duvivier (p. 18–48). Les études proprement dites débutent par la Romania orientale.

Le domaine italien:

R. Vivier, *Un visionnaire à l'œil net. Notes sur le réalisme de Dante* (p. 51–63); J. Horrent, *L'apostille latino-italienne de San Salvatore de Montamiata* (p. 65–70), document littéraire de deux lignes, la «postilla amiatina» qui date de 1087; R. Comoth, *Botticelli et l'humanisme florentin* (p. 71–75); A. Sempoux, *Le médecin-poète Francesco Redi (1626–1697) et la théorie de la génération spontanée* (p. 77–82); F. Dehousse, *Sainte-Beuve et les langues étrangères* (p. 83–90); A. Maquet, *Epoustouflant Dario Fo!* (p. 91–99); G. Barbiano di Belgiojoso, «*Quindici*», *une revue italienne entre l'Avant-garde et la Révolution* (p. 101–110), revue fondée en 1976 par un groupe d'écrivains de la «Nouvelle Avant-garde» italienne.

Le domaine roumain:

M. Bouhy van Helzie, *Trois siècles de littérature roumaine ancienne* (p. 111–132), 1. Notes bibliographiques, 2. La formation de la nation roumaine, 3. Evolution et différenciation du roumain, 4. Littérature orale et folklore, 5. La littérature hagiographique et le XVI^e siècle, 7. Le XVIII^e siècle et les latinistes transylvains.

Les articles suivants sont consacrés à la Romania occidentale.

Le domaine espagnol:

J. Horrent, *L'Historia Silense ou Seminense* (p. 135–150), à propos du texte fameux où le moine de Silos ou Seminense s'en prend violemment aux «Franci» qui prétendent, mensongèrement, que Charlemagne a arraché aux Païens un certain nombre de villes aux pieds des Pyrénées; J. Victorio, *Poema de Fernán González et Mocedades de Rodrigo* (p. 151–155); G. Caravaggi, *Un manuscrit espagnol inédit et un cas curieux de tradition textuelle* (p. 157–168), Biblioteca Trivulziana de Milan, Ms. 940 (M. 39); R. Stembert, *Ramón del Valle-Inclán, homme de théâtre* (p. 169–176); M. Ramón, *Crónica del Alba ou l'autobiographie d'un exilé: Ramón Sender* (p. 177–190).

Le domaine hispano-américain:

M. Dethier-Rongé, *Considérations sur la littérature hispano-américaine contemporaine* (p. 191–203), Un injuste oubli – Des sources, des modèles et des thèmes – Littérature indigéniste – Tradition et techniques nouvelles: Mario Vargas Llosa, Pérou – Hymne à la terre: Eduardo Caballero Calderón, Colombie – Solitude intemporelle: Gabriel García Márquez, Colombie – Le merveilleux quotidien: Alejo Carpentier, Cuba – Un styliste dans le domaine du fantastique: Jorge Luis Borges, Argentine – Le meilleur et le pire des mondes: Leopoldo Marechal, Argentine – Prix Nobel, 1967: Miguel Ángel Asturias, Guatemala – Le burlesque au service de la métaphysique: Julio Cortázar, Argentine – Révolution linguistique: Carlos Fuentes, Mexique – Aux frontières d'un au-delà réaliste: Juan Rulfo, Mexique – Conclusions et synthèse; J. Joset, *Le «Caudillo» de Martín Luis Guzmán et le «Président» de Miguel Ángel Asturias* (p. 205–213); E. Lemoine-Englebert, *Pour une étude de César Vallejo* (p. 215–216); S. Vigliani, *Un écrivain argentin: Eduardo Mallea* (p. 217–221); A.-M. D'Ans, *Les Indiens amazoniens et la «Forêt tragique». Un cas de littérature ethnocidaire* (p. 223–235); C. Bouché, *Mythe et structures dans «Cien años de soledad» de Gabriel García Márquez* (p. 237–249).

Le domaine portugais:

J.-M. D'Heur, *De Caradoc à Caralhote. Sur une pièce obscure de Martin Soares et son origine française présumée* (p. 251–264), 1. Tradition de la pièce; 2. Bibliographie des éditions de la pièce et de sa raison; 3. Texte de la raison, notes et interprétation; 4. Texte de la pièce; 5. Notes pour l'établissement du texte; 6. Intérêt de la composition. Pièce satirique de Martin Soares, troubadour galicien-portugais du milieu du XIII^e siècle; A. J. Ribeiro Miranda, *Il avait une flûte. Camões: un poète portugais actuel* (p. 265–271), article accompagné d'une bibliographie; L. Chalon, *Thèmes portugais dans «Jaune Bleu Blanc» de Valéry Larbaud* (p. 273–276).

Le domaine occitan:

J. De Caluwé, *Frédéric Mistral et les troubadours: l'apport des lettres de Maillane* (p. 277–289); F. Pirot, *Coup d'œil sur la jeune littérature occitane* (p. 291–300); R. Vivier et M. Piron, *In Memoriam Fernand Desonay 1899–1973* (p. 305–311).

Marie-Claire Gérard-Zai



HENRY UND RENÉE KAHANE, *Abendland und Byzanz: Sprache*, in: *Reallexikon der Byzantinistik*, hg. von PETER WIRTH, Bd. I, Spalten 345–640, Amsterdam 1976.

Der Artikel 'Sprache', im Stil des byzantinistischen Reallexikons abgefaßt, behandelt in zwei Blöcken die byzantinischen Einflüsse im Westen (345–498) und die westlichen Einflüsse auf Byzanz (499–40). Bei letzterem sind außer der Frage nach der Latinität der «Frühzeit» für den Romanisten drei Punkte von besonderem Interesse: die Vermittlung von Latinismen in die Sprachen des Balkans, die Reflexe der «Frankokratie», d.h. die Übernahme von Romanismen nach dem Kreuzzug von 1204, und die Expansion des Venezianischen.

Der Artikel ist in einem umfassenden Sinn wortgeschichtlich konzipiert: die Rekonstruktion der jeweiligen Beeinflussung «besteht in einer Interpretation der sprachlichen, d.h. der lexikalischen Relikte». Die beiden Autoren beziehen sich punktuell und präzise auf das

einschlägige Instrumentarium auch der Romanistik und liefern auf diese Weise ein materiell und bibliographisch gleichfalls fundiertes Nachschlagewerk. Dabei geht es nicht nur um Belege und insbesondere um die Diskussion von 192 in den westlichen Sprachen typischen Byzantinismen, sondern auch um die kultur- und sprachgeschichtliche Darstellung der Einflußsphären und um deren Charakterisierung, vergleichbar etwa den Zusammenfassungen, die man für das Arabische kennt.

Der Zweck dieser Zeilen besteht in erster Linie darin, auf die Existenz dieses Nachschlagewerkes, in das die große Erfahrung der Kahanes eingeflossen ist, für die Romanistik hinzuweisen. Nachtragen könnte man zum Vulgärlatein (p. 358) E. Coseriu, *Das Problem des griechischen Einflusses auf das Vulgärlatein*, in: *Festschrift H. Meier*, München 1972, p. 135–47, zur Medizin (p. 355) unseren Kommentar zum paduanischen *Serapion*, Venedig-Rom 1966. Für die Latinität des Ostens käme von Mihăescu (p. 504) außer *RRLi. 14* (1969), 261–72, zur Kriegskunst auch *Revue des études sud-est européennes* 6 (1968), 481–98, 7 (1969), 155–66, 267–80, und *Festschrift V. Falco*, Neapel 1971, p. 523–32, in Frage. Zu erwähnen wäre sodann neuerdings dessen Buch, *La langue latine dans le sud-est de l'Europe*, Bukarest 1978. Zum Schluß sei nochmals gesagt, daß auch die Detailinformation (selbst dort, wo man bei der Lektüre mal zu stolpern meint), zuverlässig ist.

Gustav Ineichen



ALEXANDRU NICULESCU, *Individualitatea limbii române între limbile romanice*, vol. II, Bucureşti (Ed. ştiinţifică şi enciclopedică) 1978, 331p.

Situer leur langue par rapport aux autres langues romanes est l'une des préoccupations fondamentales des linguistes roumains. Ce chapitre a sans doute plus d'importance pour le roumain que pour toute autre langue romane¹. Ce phénomène s'explique avant tout par l'originalité du roumain au sein des langues romanes en raison de son isolement géographique et politique plus que millénaire; mais l'intérêt dont le problème jouit s'explique avant tout par les résistances que le monde scientifique et surtout politique a apportées à la notion de romanité du roumain tout au long du siècle passé, et, dans une moindre mesure, au début du XX^e siècle.

Niculescu consacrait, en 1965, un volume à ce thème. Il y examinait la roumanité du roumain en termes purement linguistiques. Ce deuxième volume élargit l'objet de l'étude en le replaçant «dans le cadre des relations qui unissent langue, société et culture»².

Le chap. I présente le problème général, la notion de romanité. Le chap. II est consacré à l'événement-clé de l'histoire du roumain: la re-romanisation, ou occidentalisation de la langue roumaine: au cours de la première moitié du XIX^e siècle, à la faveur des événements politiques nationaux et internationaux, la culture roumaine effectue un rapprochement en direction des autres langues romanes. A cette occasion, ce n'est pas seulement la culture romane

¹ S. PUŞCARIU en faisait l'objet de son discours de réception à l'Académie en 1920 et reprenait le sujet en 1933 dans *Rumänisch und romanisch*, *ASNS* 164 (1973), 208–223. Ses traces furent suivies par les linguistes des générations suivantes, et d'importantes contributions furent consacrées à ce problème par ROSETTI, MACREA et GRAUR, pour ne citer que les plus importants. Mentionnons également quelques linguistes occidentaux ayant consacré des chapitres ou des articles à ce sujet: W. MEYER-LÜBKE, M. BARTOLI, G. BONFANTE, et surtout A. LOMBARD.

² Les citations sont tirées du résumé français, p. 327–332.

occidentale qui se répand dans les pays roumains, mais aussi une foule de mots porteurs, les uns de notions nouvelles, les autres d'un prestige occidental par lequel ils vont entrer en conflit avec les mots du terroir, le plus souvent d'origine slave, hongroise ou turque. C'est à cet événement, digne d'être considéré comme l'acte de naissance du roumain moderne, qu'est consacré le chapitre le plus important de l'ouvrage.

Enfin le chap. III étudie quelques aspects de la langue roumaine dans le contexte roman. Laissons à l'auteur le soin de conclure :

«Le roumain constitue (...) une zone de choix pour la rencontre des langues et des cultures romanes: si la *continuité* et l'*unité* marquent la dimension *latine* du roumain, la *discontinuité* et la *diversité* soulignent la dimension *romane* de sa culture. Dans ce sens, le roumain constitue un cas *sui generis* dans la Romania.»

Jean-Pierre Kent



I. COTEANU și I. DĂNĂILĂ, *Introducere în lingvistica și filologia românească: probleme, bibliografie*, București (Ed. Academiei) 1970, 345 p.

Ce manuel traite successivement des précurseurs de la linguistique roumaine, de la structure et de l'histoire de la langue, de la philologie et d'un chapitre important pour une langue qui s'est développée à l'écart de ses sœurs: la place du roumain parmi les langues romanes.

Les cinq premiers chapitres consistent chacun en une introduction à l'aspect traité et une bibliographie détaillée. Le manuel est complété par deux chapitres bibliographiques, l'un général, l'autre consacré à l'histoire de la linguistique roumaine.

Cet ouvrage met à la disposition des débutants toutes les informations utiles à l'étude de la langue, et fournit à l'enseignant un excellent aide-mémoire.

Jean-Pierre Kent



FLORICA DIMITRESCU, *Contribuții la istoria limbii române vechi*, București (Ed. didactică și pedagogică) 1973, 289 p.

Ce recueil d'articles – les uns inédits, d'autres repris et mis à jour – aborde des problèmes de langue roumaine que l'on ne peut résoudre qu'en étudiant les textes anciens. L'idée centrale de l'ouvrage est que la langue moderne ne peut bien se comprendre que par l'étude approfondie de sa base (*temelia ei*), la langue ancienne telle qu'elle se reflète dans les textes du XVI^e siècle.

Les premiers articles sont consacrés au dictionnaire de la langue du XVI^e siècle (en préparation) et à un problème qui lui est lié: la datation des mots. Après avoir étudié des problèmes de lexicologie, de syntaxe, de dialectologie diachronique et de méthodologie, l'auteur s'attaque à l'étude des textes eux-mêmes; ces articles sont suivis du chapitre principal de l'ouvrage: un index lexical parallèle des neuf principaux textes du XVI^e siècle.

Le dernier chapitre, sans doute le plus original, et à mon avis le meilleur, est consacré à l'usage qu'a fait Eminescu de la langue ancienne. Par de nombreuses citations tirées de l'œuvre du poète et des témoignages de ses contemporains, M^{me} Dimitrescu met en évidence

l'admiration du poète pour les textes anciens et dévoile l'usage qu'il en a fait. Ce chapitre, bien à sa place à la fin de l'ouvrage, est une démonstration brillante de l'idée maîtresse de l'auteur: l'importance de l'étude des textes anciens pour la compréhension de la langue d'aujourd'hui.

Jean-Pierre Kent



Dialectologie română, București (Editura didactică și pedagogică) 1977, 286 p.

Deux années après la parution de l'excellent *Compendiu de dialectologie română* dû à Matilda Caragiu-Marioteanu, la bibliographie spécialisée vient de s'enrichir d'une nouvelle synthèse: il s'agit de *Dialectologie română*, ouvrage collectif celui-ci, fruit de l'expérience scientifique et pédagogique de quatre linguistes représentant trois des centres universitaires du pays: Matilda Caragiu-Marioteanu et Liliana Ionescu-Ruxăndoiu (Bucarest), Stefan Giosu (Iași) et Romulus Todoran (Cluj).

Relevons, d'emblée, l'idée maîtresse de l'ouvrage, à savoir celle de l'unité particulière de la langue roumaine dont les quatre dialectes – dacoroumain, aroumain, méglénoroumain et istroroumain – présentent, dans l'ensemble, une identité de structures grammaticale, phonétique et lexicale. Les preuves à l'appui en sont constituées par divers critères d'importance – outre celui génético-structural qui continue à jouer le rôle essentiel – dont le critère de l'intelligibilité, de la subordination, de la volonté imposée par la communauté linguistique, etc., ainsi que par l'argument historico-politique. L'on y souligne à plusieurs reprises le fait que la réalité linguistique est extrêmement complexe, de sorte qu'aucun des critères pris séparément ne saurait fournir une solution de caractère universel.

Il y a lieu de rappeler à ce propos l'opinion du linguiste français Auguste Brun qui estime que «entre langue et dialecte, il n'y a pas de différence de nature, mais bien plutôt une différence de destinée. Une langue n'est souvent qu'un dialecte qui a réussi».

L'étude des dialectes du roumain est d'une importance capitale pour l'histoire du roumain, étant donné qu'ils contiennent des témoignages vivants concernant l'évolution de la langue. C'est ainsi qu'à partir de la comparaison entre les éléments archaïques des dialectes sud-danubiens et ceux de certaines aires latérales du dacoroumain on est à même de reconstituer la configuration du roumain commun (p. 29). De plus, ce n'est qu'une fois connues les particularités (dialectales) des subdialectes dacoroumains (de Munténie, de Moldavie, du Banat, de Crișana, du Maramureș) que l'on peut situer exactement le rapport entre l'élément littéraire et régional: l'étude des subdialectes contribue à l'explication de certaines formes linguistiques présentes dans les textes littéraires, p. ex. des éléments lexicaux ou phonétiques utilisés par des écrivains comme Mihail Eminescu (*îmbra, rumpe, hotară, smult, împistrît*) ou Tudor Arghezi (*lingoare, tibișir, perină, părete*).

Un ample chapitre, bien documenté, est consacré à «l'histoire de la dialectologie roumaine»: y est relevé le progrès des études de dialectologie, depuis les travaux de détail jusqu'aux monographies, aux atlas linguistiques et aux ouvrages de synthèse. Les auteurs tiennent à souligner le fait que «les perspectives de la dialectologie roumaine se situent sous le signe d'une évolution continue, ce qui signifie, et devra signifier, entre autres, un déplacement d'intérêt de l'assemblage du matériel vers l'interprétation de celui-ci par des méthodes d'investigation ayant fait leurs preuves, fournies par la linguistique moderne» (p. 54).

⚠ Nous ne saurions pourtant être d'accord avec le point de vue qui situe G. Weigand (1860–1930) au départ de la nouvelle étape, scientifique, dans l'histoire de la dialectologie

roumaine; et ceci parce que, dès 1884, B.P. Haşdeu avait organisé une enquête dialectale par correspondance, en vue de son propre dictionnaire *Etymologicum Magnum Romaniae*, la première enquête de ce genre entreprise dans notre pays. Qui plus est, Haşdeu est le premier linguiste roumain à avoir mis en évidence l'importance de la géographie linguistique, et ceci à une époque où cette méthode d'étude des dialectes n'en était qu'à ses débuts.

La plus grande partie de l'ouvrage est consacrée, comme de juste, à la description des quatre dialectes. Les chapitres sont conçus selon un plan identique: données générales (concernant le nom des sujets parlants, leur expansion territoriale, leurs occupations et leur vie culturelle) et exposé des caractères généraux du dialecte en discussion à partir de faits phonétiques, phonologiques, de morpho-syntaxe et de lexique. Toutes les descriptions utilisent un même procédé descriptif, notamment la mise en relief des traits archaïques spécifiques et des innovations apparues soit comme suite d'une évolution interne, soit comme résultat de quelque influence externe.

La répartition territoriale du dialecte dacoroumain fait l'objet d'une discussion serrée; les cinq ramifications territoriales dacoroumaines, suivant la formule précitée, sont également soumises à une description systématique. Il y a lieu de remarquer, dans *Dialectologie roumaine*, un trait relevant du nouveau mode d'approche: il s'agit des comparaisons fréquentes entre les divers dialectes, en fonction des particularités respectives. Par exemple, pour ce qui est du dialecte méglénoroumain qui tient, génétiquement et typologiquement, de l'aire aroumaine, la description des particularités en est mise en relation, d'un côté, avec l'aroumain, de l'autre, avec le dacoroumain. Quant à l'idiome parlé par les Istroroumains, le premier des dialectes sud-danubiens à avoir été signalé et étudié par une enquête sur place, il est mis en rapport d'abord et en premier lieu avec le dacoroumain, en second lieu avec les autres dialectes sud-danubiens etc.

Remarquons également le souci des auteurs d'insérer les faits linguistiques roumains dans l'ensemble de la romanité. C'est ainsi que l'on souligne, à juste titre, le fait que, dans la perspective de la Romania, l'aroumain représente «le point de passage qui relie la romanité occidentale à celle orientale nord-danubienne» (p. 175). L'ouvrage est accompagné d'un ample recueil de textes représentatifs pour chaque dialecte, véritable micro-anthologie dialectale bienvenue à tous les égards.

Des notes succinctes signalent les particularités de chaque texte et constituent de la sorte une aide précieuse pour quiconque veut suivre à la trace la distribution par aires régionales du roumain. Bon nombre de ces textes sont également transposés en roumain standard. L'ouvrage comprend encore quelques cartes destinées à présenter l'expansion de certains phénomènes linguistiques (p. ex. la diphtongaison par anticipation, p. 165; la palatalisation du *f*, p. 138; l'article génitif, p. 141, etc.); s'y ajoute une carte finale, où sont représentées les zones d'expansion des Aroumains, des Méglénoroumains et des Istroroumains, ainsi que les voies de transhumance des bergers roumains. Il en ressort clairement, p. ex., les noms roumains de villages istroroumains; trois villages portent le nom *Romania (Rumeni)*, cinq s'appellent *Catun* (hameau) – avec diverses variantes phonétiques, un *Sugaci*, etc.

Nous estimons cependant que, compte tenu des dimensions de l'ouvrage, les auteurs auraient pu réserver une place plus large aux questions de dialectologie roumaine proprement dite, en limitant peut-être quelques-unes des considérations exposées dans la partie initiale, bien que, dans l'ensemble, les problèmes présentés dans la première section de l'ouvrage trouvent leur application au roumain dans la section qui suit. Pourtant, pour donner un exemple, l'historique de la discipline se rapporte exclusivement à des faits éloignés de l'espace roumain; quant au sous-chapitre sur «la géographie linguistique», on aurait pu y insister davantage sur la contribution roumaine au développement de cette direction de recherche (p. ex. p. 92: on ne fait que rappeler les quatre voies de migration des faits lin-

guistiques, telles qu'elles ont été proposées par I. A. Candrea, mais sans aucun commentaire de la question).

La nouvelle synthèse dialectologique, remarquable par la présentation judicieuse du matériel, par une solide documentation et par le style clair de l'exposé, constitue un guide précieux non seulement pour les étudiants, auxquels elle s'adresse, mais aussi pour un public plus large, roumain autant qu'étranger, qu'intéresseraient les problèmes de la langue roumaine en général et de la dialectologie en particulier.

Florica Dimitrescu



EMANUEL VASILIU, SANDA GOLOPENȚIA-ERETESCU, *The transformational syntax of Romanian*, The Hague/Paris (Mouton) 1972, 198 p. (*Janua linguarum, Series practica* 195).

En 1969 Vasiliu et Golopenția-Eretescu faisaient paraître *Sintaxa transformatională a limbii române*; le présent ouvrage en est à la fois une traduction et une mise à jour.

Par son attitude critique et la profondeur de sa réflexion l'école roumaine de linguistique générative-transformationnelle a donné naissance à des idées fécondes et originales. Notons par ailleurs la remarquable rapidité avec laquelle ses recherches se sont développées: les premiers articles paraissaient en 1965, et seulement quatre ans plus tard, une syntaxe globale voyait le jour. Et il existe déjà depuis quelques années des manuels pour l'enseignement du roumain langue maternelle à l'école primaire basés sur la théorie transformationnelle.

La parution de ce travail dans une langue de grande diffusion présente donc un intérêt certain. En dehors des chap. II (*Phrase structure rules*) et III (*Transformation rules*) consacrés à la description proprement dite, on lira avec profit le chap. I (*Formalism*) qui remplace l'introduction de l'édition roumaine, et dans lequel on présente le cadre théorique des règles élaborées; on y montre aussi comment il est possible d'étendre à l'ensemble de la grammaire le formalisme phonologique présenté par Chomsky et Halle dans *The sound pattern of English* (1968).

Jean-Pierre Kent



LADISLAS GÁLDI, *Contributions à l'histoire de la versification roumaine: la prosodie de Lucian Blaga*, Budapest (Akadémiai Kiadó) 1972, 205 p.

«Un philologue hongrois qui connaît depuis son adolescence les poèmes de Blaga en original et dans les magistrales traductions de Lajos Aprily (...) a essayé de servir la cause de la solidarité des peuples en fournissant certaines indications à tous ceux qui tâcheront de pénétrer encore mieux dans le microcosme de l'art blagien (...)».

Ainsi s'exprime l'auteur dans sa conclusion. Ce qu'il appelle modestement «certaines indications» représente à la fois une synthèse de ses recherches antérieures¹ et l'ouverture à la recherche d'une nouvelle voie dans le domaine de la versification roumaine. C'est en effet la première monographie consacrée à la prosodie d'un poète roumain moderne.

¹ Il est le créateur de la notion de «métrique comparée», spécialiste du vers libre en général et grand connaisseur de LUCIAN BLAGA en particulier.

Le vers libre est-il libre? Gáldi posait déjà cette question en 1965². La réponse est non, et il nous en convainc en montrant que les césures, allitérations, clausules et rimes s'organisent en structures cohérentes.

L'ensemble de l'ouvrage est soumis à une idée maîtresse affirmée avec force dans l'introduction: la forme est une partie indissociable du message poétique. Gáldi partage sans réserves le principe formulé par T. Vianu en 1954: «forma operei literare este însuși conținutul ei, sesizat în ceea ce el cuprinde mai original», et que la sémiotique actuelle résume dans la formule: «le médium est le message».

Jean-Pierre Kent



MARCEL DANESI, *La lingua dei «Sermoni subalpini»*, Torino (Centro di studi piemontesi) 1976, X + 113 p. (*Collana di testi e studi piemontesi* 7).

In meiner Besprechung der Untersuchung der *Sermoni Subalpini* von Wolfgang Babilas hatte ich darauf hingewiesen, daß die linguistischen Probleme, die dieser Text uns aufgibt, noch lange nicht gelöst seien und daß die modernen Skriptastudien uns ein Arbeitsinstrument liefern könnten, um diese Fragen in den Griff zu bekommen¹. Ein erster Schritt in dieser Richtung war sicher die Publikation der mit Hilfe eines Computers erstellten Formenkonkordanz für diesen hochinteressanten Text durch Gianrenzo P. Clivio und Danesi². Die Hoffnung schien berechtigt, daß die auf dieser Grundlage erstellte Dissertation zu abschließenden Ergebnissen kommen würde, zumal der Verfasser angibt, die ursprüngliche (englische) Fassung nochmals gründlich überarbeitet zu haben.

Die Arbeit Danesis setzt sich drei Ziele:

- sie will sowohl die synchronischen Phänomene des Textes auf phonologischer, morphologischer, syntaktischer und lexikalischer Ebene darstellen als auch die historische Entwicklung, die zu diesen Resultaten geführt hat, aufzeigen;
- der Text soll aufgrund dieser Untersuchung definitiv lokalisiert werden;
- die in ihm enthaltenen «galloromanischen» Züge sollen sowohl qualitativ als auch quantitativ den gallo-italienischen Zügen gegenübergestellt werden.

Leider muß festgestellt werden, daß keines dieser Ziele wirklich erreicht wurde. Die bisherigen Besprechungen der Untersuchung von G. Tuailon, K. Baldinger und H. J. Wolf sind vernichtet³, und wenn Wolf abschließend feststellt, es handle sich hier um ein «Werk..., das man getrost vergessen sollte», so besagt dies wohl alles.

Die Mängel der Arbeit liegen zuerst einmal auf methodischer Ebene und lassen sich in drei Komplexen zusammenfassen:

1. Danesi ist voreingenommen hinsichtlich der piemontesischen Herkunft des Textes. Als galloromanisch betrachtet er nur Phänomene, die im Piemontesischen nicht vorkommen,

² *Le vers libre est-il libre?*, in: *Omagiu lui A. Rosetti la 70 de ani*, Bucarest 1965, p. 265–270.

¹ Cf. P. WUNDERLI, *WOLFGANG BABILAS, *Untersuchungen zu den Sermoni Subalpini*, München 1968; *ZRPh.* 87 (1971), 419–26.

² Cf. G. P. CLIVIO – M. DANESI, *Concordanza linguistica dei «Sermoni Subalpini»*, Torino 1974.

³ Cf. G. TUAILLON, *RLiR* 41 (1977), 192/93; K. BALDINGER, *ZRPh.* 93 (1977), 588/89; H. J. WOLF, *RF90* (1978), 302–06.

während der ganze Rest einfach als piemontesisch angesehen wird (auch wenn die Erscheinung im Galloromanischen ebenfalls existiert)! Ein adäquates Vorgehen müßte zwischen spezifisch galloromanischen, spezifisch piemontesischen und unspezifischen Erscheinungen unterscheiden⁴. Dabei würde sich zeigen, daß der spezifisch piemontesische Anteil nicht oder kaum größer ist als der spezifisch galloromanische.

2. Die Handhabung der statistischen Verfahren ist vollkommen ungenügend⁵.

3. Obwohl Danesi die modernen Skriptastudien erwähnt (sie fehlen allerdings in der Bibliographie!), zieht er die methodischen Konsequenzen nicht⁶: immer wieder kommt es zu kurzgeschlossenen Gleichsetzungen zwischen phonologischem und graphematischem Bereich (z. B. p. 10, 12, 14, 23 usw.), ja selbst anstelle der phonologischen Transkription werden nur allzu oft Grapheme (bzw. Graphien) verwendet. Dazu kommt noch, daß Danesi den nicht zu übersehenden mischsprachlichen Charakter seines Textes⁷ (im Sinne des Franko-Italienischen z. B.) vollkommen verkennt.

Neben diesen prinzipiellen, schon von den bisherigen Rezensenten hervorgehobenen Schwächen sei hier noch auf einige weitere Mängel hingewiesen⁸:

– Danesi behandelt französische, provenzalische und frankoprovenzalische Elemente einfach undifferenziert als «galloromanisch». Dies ist zwar nicht falsch, führt aber doch dazu, daß der ausgeprägt mischsprachliche Charakter des Textes bis zu einem gewissen Grade verwischt wird. Entsprechendes gilt für die Gleichsetzung Gallo-Italienisch = Piemontesisch, nur kommt hier erschwerend dazu, daß bei weitem nicht alle gallo-italienischen Phänomene auch im Piemont anzutreffen sind. Bei differenzierterem Vorgehen hätte Danesi den mischsprachlichen Charakter seines Textes nicht übersehen können.

– Die Diskussion der Entwicklung $\bar{U} > \bar{u}$ ist vollkommen ungenügend, erwähnt der Verfasser doch nur die alten Auffassungen von C. Appel und Elise Richter, während neuere Darstellungen vollkommen fehlen⁹.

– Die Begriffe «anlautend» und «inlautend» werden ohne jede Konsequenz verwendet: sie beziehen sich einmal auf die Verhältnisse im Lateinischen, dann wieder auf die im Romanischen (cf. p. 28, 29, 32, 38, 41; usw.). Dazu kommt noch, daß in den meisten Fällen den Akzentverhältnissen innerhalb des Wortes überhaupt keine Rechnung getragen wird.

– P. 24 finden wir z.T. vollkommen falsche Silbenstrukturen: *Christ* ist nicht als #CVVC#, sondern als #CCVCC#, *letre* nicht als #CVCC#, sondern als #CV#CCV# zu analysieren.

– Die phonologischen Oppositionen werden von Danesi immer nur eindimensional (aufgrund eines einzigen minimalen Paares) bestimmt (p. 23, 45). Dieses Verfahren ist unzureichend, wie z. B. der Fall von /č/ vs. /k/ zeigt, können doch so Varianten nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden.

⁴ Cf. auch TUAILLON, *RLiR* 41 (1977), 193; BALDINGER, *ZRPh.* 93 (1977), 588; WOLF, *RF* 90 (1978), 304.

⁵ Cf. TUAILLON, *RLiR* 41 (1977), 193; WOLF, *RF* 90 (1978), 304. – Cf. hierzu auch unten.

⁶ Cf. auch BALDINGER, *ZRPh.* 93 (1977), 588.

⁷ Cf. WUNDERLI, *ZRPh.* 87 (1971), 420; TUAILLON, *RLiR* 41 (1977), 192.

⁸ Auf bereits bei Tuailon, Baldinger und Wolf gemachte Detailkorrekturen gehe ich nicht mehr ein.

⁹ Cf. z. B. F. SCHÜRR, *Zum Wandel $\bar{u} > \bar{u}$ im Französischen*, in: *Estudios dedicados a Menéndez Pidal*, vol. 5, Madrid 1954, p. 133–40; K. GEBHARDT, *A propos du changement $\bar{u} > \bar{u}$. Mise au point des principales hypothèses*, *Bulletin des jeunes Romanistes* 15 (1968), 44–52; G. TUAILLON, *Aspects géographiques de la palatalisation $u > \bar{u}$ en gallo-roman et notamment en franco-provençal*, *RLiR* 32 (1968), 100–125; usw.

- Die Argumentation bzgl. der Graphie *ch* (*/ç/* oder */k/*?) p. 46 ist unverständlich. Wenn *ch* = */ç/*, so würde nach Danesi keine Opposition zwischen */ç/* und */k/* bestehen: wir hätten dann eine freie Variation (*chaitis* – *caitis*; *chose* – *cose*). Nur: wenn *ch* = */k/*, gibt es dann etwa eine Opposition?
- Hinsichtlich der Endung der 3. Pers. pl. (*-ent*) ist Danesi reichlich inkonsequent: beim Ind. Präs. soll die Bewahrung von *-t* ein galloromanischer Zug sein, beim Konj. Impf., Perf. usw. dagegen nicht (cf. p. 76, 80, 81, 85)!
- P. 65 wird behauptet, die Nachfolger von *suus* hätten beim Poss. der 3. Pers. pl. die Nachfolger von *illorum* verdrängt! Die historischen Gegebenheiten sehen gerade umgekehrt aus.
- Zum Schluß noch einige statistische Unglaublichkeiten. P. 30/31 stellt Danesi fest, *ti-* ergebe immer ein typisch piemontesisches, *di-* dagegen immer ein typisch galloromanisches Resultat; gleichwohl behandelt er *ti-/di-* statistisch zusammen und kommt dann (aufgrund der geringeren Häufigkeit von *di-*) nur zu einem galloromanischen Anteil von 31%! Entsprechend ist die Behandlung von *k^a* und *k^{eli}* (p. 32–35). – Nicht weniger unverständlich ist die Behandlung von (erhaltenem) *-s*: obwohl die (als typisch galloromanisch betrachtete) Bewahrung von *-s* sich auch anderweitig findet, wird der galloromanische Anteil an diesem Phänomen nur aufgrund der Pluralformen berechnet (p. 36/37). – Und was soll man schließlich sagen, wenn p. 99/100 der «mittlere» Anteil der galloromanischen Formen im phonologischen, morphologischen, syntaktischen und lexikalischen Bereich einfach aufgrund des arithmetischen Mittels der Teilphänomene berechnet wird, wobei dann noch eine Multiplikation mit dem Verhältnis «Teilbereiche mit gallorom. Spezifika : Gesamtzahl der Teilbereiche» vorgenommen wird. Das sieht dann für die Phonologie folgendermaßen aus: 5 Teilbereiche mit gallorom. Anteilen von 4, 26, 31, 28 und 27% → arithmet. Mittel 24%; von 23 Teilbereichen 5 mit gallorom. Anteil ≈ 22%; 24% × 22% = 5% gallorom. Anteil im phonolog. Bereich! Daß man von den tatsächlichen Frequenzen ausgehen könnte, wird nicht einmal in Erwägung gezogen.

Vor derartigen Ungeheuerlichkeiten kann man Wolf nur recht geben: diese Arbeit ist zu vergessen.

Peter Wunderli



EMILIO AZARETTI, *L'evoluzione dei dialetti liguri esaminata attraverso la grammatica storica del Ventimigliese*, Sanremo (Edizioni Casabianca) 1977, XXII + 366 p.

L'opera di Emilio Azaretti è stata concepita inizialmente come una descrizione particolareggiata del dialetto della Città di Ventimiglia e della circostante area intemelica. Già le dimensioni del volume dimostrano però che da questo primo progetto è nata una pubblicazione che supera di gran lunga l'ampiezza di una tradizionale monografia locale. Di solito, autori di lavori di questo tipo concentrano la loro attenzione sul vocalismo tonico, si limitano a trattare gli altri capitoli della fonetica in modo molto sbrigativo e concludono con alcune sporadiche considerazioni morfologiche o sintattiche. L'Azaretti invece esamina con particolare cura proprio questi settori troppo spesso ingiustificatamente negletti della grammatica e aggiunge inoltre una parte considerevole dedicata alla formazione delle parole. Il suo libro viene così a costituire la prima grammatica storica completa di un dialetto italiano settentrionale e come tale non potrà mancare sul tavolo da lavoro di nessun dialettologo che opera

nel campo dei dialetti gallo-italici. Esso completa infatti le indicazioni date, in un quadro più ampio, dalla *Grammatica storica italiana* del Rohlfs e le esamina dall'angolazione specifica dei dialetti settentrionali.

Molto interessanti sono anche le nuove etimologie proposte dall'autore nel corso della trattazione e raccolte alla fine del volume in un indice che può esser considerato un piccolo dizionario etimologico intemelio. Come dice lo stesso autore, non tutti gli etimi avanzati nell'opera resisteranno ad un controllo approfondito. Essi dovranno infatti esser vagliati tenendo presente la documentazione storica e tutta l'area di diffusione delle relative voci al di fuori della Liguria. Nessuno potrà però d'ora in avanti occuparsi seriamente di studi etimologici italiani settentrionali senza aver dato almeno uno sguardo all'indice delle basi etimologiche e a quello delle parole dialettali dell'Azaretti. Particolarmente stimolante e ricco di nuovi suggerimenti sembra da questo punto di vista il capitolo che l'autore dedica alle contaminazioni fra due parole.

Di fronte a tutti questi vantaggi sono da considerare meno importanti alcune pecche dovute più che altro all'entusiasmo dell'autore per la sua patria ligure, il suo popolo e la sua lingua. Nettamente sopravvalutata ci sembra ad esempio l'importanza degli antichi liguri nella storia e nell'evoluzione della lingua delle regioni da essi abitate.

All'intento dell'autore di scrivere da «laico» per i «laici» sono da attribuire molte precisazioni che per il dialettologo di professione sarebbero superflue. Risalire per ogni fenomeno fonetico, morfologico e sintattico, attraverso la situazione del latino volgare, fino a quella del latino classico, porta spesso ad una semplice ripetizione dei corrispondenti capitoli della grammatica storica del Rohlfs, sicuramente noti a chiunque si occupi di linguistica italiana. Se viceversa queste osservazioni di linguistica storica siano facilmente comprensibili per il «laico» al quale sono in primo luogo destinate, non è del tutto sicuro, specialmente se egli del latino non ha nessuna conoscenza.

Questi pochi appunti, che concernono più la forma che il contenuto, non diminuiscono però affatto il valore e l'importanza dell'opera dell'Azaretti, che merita di trovare imitatori che con altrettanta precisione e completezza e con altrettanto affetto per la propria lingua e cultura si dedichino allo studio di altre zone dialettali finora poco esplorate.

Federico Spiess

★

ANNA MARIA ARNUZZO – GIANNA MARCATO, *Lingua e dialetti italiani. Contributo alla bibliografia della lingua e dei dialetti italiani per gli anni 1967–1971*, Pisa (Pacini) 1976, 408 p.

L'aggiornamento bibliografico è una delle necessità che ognuno sente in modo impellente. Grande dunque la riconoscenza alle due autrici di questo prezioso strumento di lavoro. Il *Supplemento* della *Bibliografia* dello Hall giungeva al 1966. Arnuzzo e Marcato lo continuano dal 1967 seguendone nella sostanza anche l'ordinamento (storia della lingua, descrizione, dialettologia, storia della linguistica italiana), con l'aggiunta delle sezioni sul ladino, il provenzale, il francoprovenzale, il sardo, le isole allogene e alloglotte in Italia. Si tratta – con non poche integrazioni allo Hall – di 1936 numeri bibliografici, ognuno con relativa recensione, cui si aggiunge un sistematico indice degli autori (p. 299–366), delle località e dei dialetti (p. 367–379) e delle parole citate (p. 375–390). Sarebbe interessante farne un inventario statistico per cogliere gli orientamenti della ricerca linguistica in Italia negli ultimi anni e per vedere, all'interno delle singole sezioni, gli interessi, le preferenze e gli abbandoni.

Simili ricerche – avverte modestamente Manlio Cortelazzo nella presentazione – non sono mai complete. Diversi sondaggi ci hanno però indicato la grande completezza o come oggi usa dire esaustività degli spogli. Difficile individuare una lacuna¹. Un lavoro insomma destinato a servire per decenni. Contributi come questi sono importantissimi: ma è quasi superfluo dirlo. Al piacere di disporre ora di un comodo e valido strumento, si aggiunge il compiacimento per un'ulteriore prova della feconda attività del Centro di Studio per la Dialettologia Italiana di Padova.

Ottavio Lurati



Yearbook of Italian Studies (1973–1975), ed. by ANTONIO D'ANDREA, DANTE DELLA TERZA, Firenze (Casalini) 1977, 272 p.

Il volume si apre con un ricco saggio di Antonio D'Andrea, che mira direttamente al nucleo d'ispirazione del *Secretum*. Il critico isola la sezione a sè stante, alla fine del II libro, sull'accidia considerata «entro l'orizzonte della dottrina stoica» come un'occasione di «accettare la condizione umana secondo gl'insegnamenti di Cicerone e di Seneca» e di procedere verso uno scopo terreno, la *humana dignitas*. Nel corpo generale del trattato l'accidia appare come un non volersi riscattare dalla condizione umana, un fallimento della volontà. Qui la predominanza di concetti, forme, andamenti assunti dai classici necessita un'integrazione: integrazione e non combinazione. La figura «umana» di Agostino supplisce alla teoria degli stoici col prezioso elemento pratico dell'esperienza di chi ha vissuto il fenomeno e ne ha intravisto la posizione sull'itinerario delle crisi che possono condurre alla salvezza. Giova sottolineare, prima di menzionare le altre illuminazioni che sorgono dal saggio di D'Andrea, il rilievo che il Petrarca dà a questo concetto di esperienza. Basta ricordare versi come «Et se non fosse experientia molta / de' primi affanni, i' sarei preso e arso» (271, 9); «or tel dico per cosa experta et vera» (250, 13); «onde a la vista huom di tal vita experto / diria: Questo arde, et di suo stato è incerto» (129, 12), per rendersi conto di quanto D'Andrea abbia colto nel giusto. Fra le rettifiche singole ad opinioni faticosamente architettate emerge l'asserzione del valore della figura di *Franciscus* («l'intimo dissidio ... che caratterizza lo stato d'animo di *Franciscus* sono considerati da *Augustinus* come tali da far sperare nella sua salvezza») di contro per esempio al Tateo che lo vedeva come una mera oggettivazione negativa, un bersaglio polemico. Fra i riscontri più significativi, sta certo la puntualizzazione di quelli con il *De Remediis*. Sono contributi, questi di D'Andrea, che scaturiscono dalla fedeltà di un chiaro e fine ragionamento al suo asse centrale.

Accanto a questo lavoro di prim'ordine, D'Andrea medesimo, e Pamela Stewart presentano due studi boccacciani. Quanto alle *Rubriche del «Decameron»*, portate all'attenzione che meritano da D'Andrea, vorrei per ora soltanto dire che il saggio apre un importante capitolo di ricerca. In questo senso, è un suo pregio speciale il fatto che esso, come ogni con-

¹ Per fermarci a due dei sondaggi eseguiti (pubblicità e gergo), ebbene non si potrebbero addurre che singoli frammenti. Per il linguaggio pubblicitario non aggiungeremo che UGO CASTAGNOTTO, *Pubblicità e operatività semantica*, *Sipradue* 9 (1967), 2–9, e dello stesso autore, *Proposta per un'analisi semantica del linguaggio pubblicitario odierno*, *Syigma* 13 (1967), 87–109, FRANCESCO SABATINI, *Il messaggio pubblicitario da slogan a prosa-poesia*, *Il Ponte* 24 (1968), 1046–1062, MARIO MEDICI, *L'avverbio nella pubblicità*, *Osservatore politico letterario* 4 (aprile 1969), 76–82. – Per il gergo della malavita ecc. si potrebbe forse aggiungere RENZO CANTAGALLI, *Con rispetto parlando. Semantica del doppiosenso*, Milano 1972, 240 p.

tributo che contiene pensiero originale e novità di vedute, sollevi pensieri ed additi possibili linee di esplorazione. Per esempio, accanto alla disamina della relazione tema – svolgimento che il D'Andrea conduce andando dalla rubrica verso la novella, si disegna la possibilità di esaminare nel senso inverso la relazione realtà-tema; cioè, considerando la rubrica come il giunto fra due realtà (una ispirativa ed una espressa) di risalire dalla rubrica verso il fondo esistenziale da cui emana e verso il fondo culturale che la informa¹.

Pamela Stewart raddrizza rigorosamente la questione recentemente assai dibattuta sulla novella centrale del *Decameron* (la 51) in cui si è voluto distinguere una teorizzazione dell'arte narrativa. La studiosa riallaccia i criteri principali che emergono dal narrato (l'opposizione ordine-disordine nell'espone, e il modo di profferire un racconto) alle basi di retorica ciceroniano-quintilianesca che prescrivono *ordine* e *composizione*: ma illustra come il Boccaccio abbia interpretato tali precetti in senso realistico, cioè come intesi a creare l'illusione della realtà. Quindi le indicazioni d'autore circa l'arte narrativa «puntano tutte verso una lettura *realistica* e non già *formalistica*» dell'opera intera – sempre ammesso che la 51^a novella sia proprio così comprensiva nel suo impianto da volersi erigere a regola dell'universale volume. Sanamente la Stewart afferma che «la novella ... si giustifica di per sé, per il suo valore narrativo, anche indipendentemente da ogni indicazione di poetica», e richiama la simmetria della 51 con la 10, legate per il tema, seppure inverso, per la ripetizione dell'esordio, per collocazione delimitatoria (rispettivamente, prima ed ultima di giornata), per rispondenza infine con le reciproche (prima della giornata 1 e ultima della giornata 6). «Si viene ad istituire così un rapporto simmetrico, a chiasmo, fra le due giornate e le quattro novelle». Che su questa base, per quanto chiaramente identificata, si possa poi passare a distinguere due parti equilibrate nella disposizione del *Decameron*, corrispondenti alle due settimane effettive di quarantena, è argomento da riflettere, ma temo, non ancora da decidere. I disordinati studi o pseudostudi «strutturali» dell'opera non sembrano ancora aver condotto a quella «structural awareness» che non si può costruire dall'esterno.

Riccardo Picchio ricostruisce in chiaro e dotto panorama gli elementi per cui un poeta polacco formatosi a Padova subito dopo la metà del XVI secolo poteva assimilare dai teorici del tempo (in particolare Francesco Robortello) le *attitudini* rispetto alle fonti classiche che sono alla base del ciclo elegiaco scritto da Jan Kochanowski sulla morte della figlia. Picchio ordinatamente persegue la ricostruzione degli avvertimenti che la scuola del Robortello poteva impartire sia per l'identificazione del genere trenologico, sia per le strutture cicliche di cui esso era suscettibile, sia per la varietà di toni e di metri che poteva accogliere, sia infine per la regolarità dell'impianto referenziale ad uno schema rinascimentalistico sulla natura e sulla funzione della poesia. Il saggio è illuminante non solo per le rettifiche che impone alla valutazione dell'originalità del poeta polacco (che Picchio giustamente riconduce al talento individuale dello scrittore), ma per la ricostruzione di un ambiente di pensiero che poteva impressionare fortemente, e quindi riprodursi con particolare evidenza, in un ingegno che lo avvicinava dai margini.

Se c'è oggi un critico intelligente, competente, e discreto di Goldoni è Franco Fido. Nel saggio *Illusions et monstres: les «années difficiles» de Goldoni au théâtre San Luca* sono esaminati quella decina di pezzi che il Goldoni produsse – infelicemente a parere della storia – fra la stagione della *Locandiera* (1753) e quella dei capolavori *Gli innamorati*, *I rusteghi*, *Le baruffe* (1759–62). Fido mette in rilievo quanto questo periodo esibisca una crisi di estensione ideologica e di crescita tecnica con l'adozione di un mondo più ricco di sfumature e tentazioni, nella messa in scena di personaggi in qualche modo mostruosi e di situazioni illusorie.

¹ Un esperimento, a proposito della novella di GHINO DI TACCO, è stato presentato il 28 dicembre 1977 alla Modern Language Association of America (Boccaccio Society) a Chicago.

L'autore sperimenta, secondo Fido, il mescolarsi di gradazioni di mostruosità nel carattere e di gradazioni d'illusione nelle situazioni, un limite cioè di esasperazione; e proprio questo forma ad un tempo l'interesse storico del gruppo, in quanto contribuisce una demistificazione di valori e di tipi, e l'interesse spettacolare tanto più possibile oggi in un'esperienza teatrale aperta all'esperimento e alla «sconvenzione».

Dante Della Terza tenta un ampio giro d'orizzonte nella letteratura risorgimentale per rintracciarvi lo sfuggente e pur persistente riflesso dell'immagine di Mazzini. Con la sua perpicacia e ponderata attenzione lo studioso si sforza di portare alla ribalta, se non di risolvere, uno di quei problemi che certo non attraggono i critici in cerca di facili successi. Le generazioni postmanzoniane sono state fissate nella manualistica letteraria su accenti così limitati all'ispirazione politica e cronistica, da eludere il senso dei valori nel lettore, che continua a sentirsi respinto in una insopportabile ambiguità. Della Terza raggiunge una serie di risultati concreti, additando in De Amicis non solo l'intenzione unitaria del *Cuore*, ma le sue difficoltà linguistiche, e l'insopprimibile tendenza a riportare il fuoco del libro alla radice piemontese pre-Roma-capitale – il riflesso di Mazzini apprendovi quindi marginale e deludente. All'estremo opposto, il *Lorenzo Benoni* di Ruffini fissa un'idealizzazione emotiva, in cui anche il disappunto si assorbe. Ma il centro del saggio è occupato dalla figura di De Sanctis, su cui Della Terza scriverà forse un giorno il suo libro migliore: è ancora De Sanctis che ha captato più sottilmente l'evasiva immagine del maestro che dorme a Staglieno, «raccolgendo l'essenziale dalla sovrabbondanza del materiale verbale» delle opere mazziniane, e definendone i periodi di influenza e di disfavore. Ma se posizioni determinabili di pensiero, magari paradossali nel cozzo di «gusti» e di concezioni sull'arte come funzione sociale, potevano apparire evidenti alla chiara visione di De Sanctis, e possono chiaramente essere descritte da uno studioso come Della Terza, esse rimangono tuttavia deludenti per la loro qualità intrinseca, forse proprio perchè la loro vibrazione individuale, se c'è, scompare in un sistema, non produce la realtà autonoma e durevole per evocare la quale basta al Foscolo un aggettivo.

Un articolo di P. M. Pasinetti su *Historical Events in Non-Historical Novels* distingue il riverbero di eventi storici generali, come rivoluzioni o guerre, nella narrativa che non si propone esplicitamente di essere storica. In altre parole, non gli interessa la vestizione fantastica di un evento, di una *Disfida di Barletta*, bensì l'emergenza in un canovaccio narrativo di tocchi e sfondi connessi a realtà psicologiche generali, a realtà sociologiche, sessuali, ecc. Il saggio è elegante e vivo, con un'analisi di Proust che domina nettamente su quella, più sbrigativa, di Verga; la prima, fra l'altro, dà l'occasione a Pasinetti di stendere una pagina eccellente su «recurrent patterns», schemi organizzati e ricorrenti, che un autore adopera per incanalare e smistare le componenti del racconto: tali, in Proust, le messe in scena dei grandi ricevimenti di società. Un'interessante appendice a carattere autobiografico fa desiderare un più lungo indugiarsi dello scrittore sull'argomento.

Altri saggi di Carlo Chiarenza (sui *Ricordi di un impiegato di Borgese*) di Francesco Orlando (su *Psicanalisi e Letteratura*), di Robert Hollander (su *The Invocations of the Commedia*), e delle documentazioni (come uno scambio di lettere fra James Laughlin, Renato Poggioli e Vittorini) corredano il folto e importante volume. Fra queste una conversazione con Montale a cura di Claire Huffman porta una dichiarazione del poeta che nudamente fa luce su quello che molti lettori tendono a ritenere: «Se fossi morto a sessant'anni *La bufera* sarebbe stato il mio libro decisivo».

Fredi Chiappelli



GIOVANNI POZZI, *La rosa in mano al professore*, Friburgo (Edizioni universitarie) 1974, 190 p. (Coll. *Seges* 18).

Der Titel dieses Buches gemahnt an jene Studien, in denen sich die wissenschaftliche Prosa in Analysepoesie auflöst, die wohl dem Verfasser selber evident erscheinen mögen, die aber dem wissenschaftstheoretischen Kriterium der Intersubjektivität, d.h. der Nachprüfbarkeit durch andere, kaum entsprechen. Das ist aber hier keineswegs der Fall. G. Pozzi legt nicht einen Essay, sondern eine äußerst rigoros aufgebaute und stark formalisierte Untersuchung über die Rosenmetaphorik in der italienischen Renaissance- und Barockdichtung vor. Der linguistische Begriffsapparat wird dabei sehr streng gehandhabt, neu eingeführte Termini werden immer klar definiert. Der Verfasser verzichtet weitgehend auf das Referat der theoretischen Sekundärliteratur, deren Kenntnis vorausgesetzt wird. Die Studie besticht so durch ihre Souveränität und die Selbständigkeit des kritischen Ansatzes.

Der Titel spielt auf De Sanctis' Untersuchung über die italienischen Stanzen an, wo dieser die lyrische Produktion von Poliziano, Ariost, Tasso und Marino mit deren je spezifischem Rosen-Bild zu charakterisieren suchte, was vor allem G. Debenedetti aufgefallen war: «Non so se nessuno abbia mai osservato che il professor De Sanctis cammina attraverso i secoli centrali della letteratura italiana, attraverso quei secoli che più drammaticamente impegnano le sorti del suo ideale – cammina, dico, con una rosa in mano» (*Commemorazione di De Sanctis*, Milano 1971, p. 41–42).

Der Verfasser grenzt zunächst sein Forschungsfeld präzise ein; seine Untersuchung gilt ausschließlich der Rosenmetapher als einem Topos der poetisch-literarischen Sprache; chronologische Grenzen bilden die Werke von Poliziano (1454–1494) einerseits und dasjenige Marinos (1569–1625) andererseits; dabei werden neben der italienischen Lyrik auch die Produktionen der französischen Pléiade-Dichtung sowie die einschlägigen antiken Quellen herangezogen. Die Studie stützt sich so auf ein sehr umfangreiches Korpus von etwa 630 Gedichten, die im Anhang in einem *Dossier della rosa* (p. 163–177) in alphabetischer Reihenfolge nach Autoren aufgelistet sind.

Die extensive Analyse eines einzigen Metaphernfeldes erweist sich durchaus als sinnvoll, weil so die Kohärenz des Untersuchungskorpus' garantiert ist und nicht, wie das oft geschieht, auf willkürliche Weise beliebige Metaphern zur Illustrierung einer Metaphertheorie herangezogen werden. Von der angelsächsischen Metaphernforschung (I. A. Richards, St. Ullmann) wurden drei Termini eingeführt, um die einzelnen Elemente dieser rhetorischen Figur zu differenzieren; für das eigentlich Gemeinte wurde die Bezeichnung «Tenor», für dessen Vergleichsbereich «Vehikel» und für das beiden Gemeinsame «Grund» vorgeschlagen; in der deutschsprachigen Forschung hat H. Weinrich für das Comparatum (die Sachspäre) den Terminus «Bildempfänger» eingeführt und für das Comparandum (Bildspäre) «Bildspender». Pozzi übernimmt diese Differenzierung, erweitert das Modell jedoch noch um einen Aspekt: «Figurante» bezeichnet bei ihm die bildhafte Figur; «Figurato» das Gemeinte; «motivazione» steht für die Analogierelation und «modalizzatore» dient der Bezeichnung der syntagmatischen Verbindung von «figurante» und «figurato», die als Äquivalenz (mittels *come* oder *essere*), als «maggioranza» (*più che*) oder als «minoranza» (*meno che*) denkbar ist. Dieses Begriffssystem bestimmt den gesamten Gang der Untersuchung.

So wird zunächst die Rose als Bildspender («Figurante») analysiert; dabei unterscheidet der Autor zwischen zwei Typen: bei dem einen Typus steht der Entwicklungsprozeß der Blume im Vordergrund, im andern bestimmte Eigenschaften, die der Blume zugeschrieben werden. Für den ersteren Typus schlägt der Autor ein globales Modell vor, das drei Etappen umfaßt (1. *fiore*; 2. *sfiorire*; 3. *rifiorire*). Je nach der Reihenfolge und der Anzahl der Etappen

sowie nach den intervenierenden Entwicklungsdeterminanten (natürliche oder gewalttätige) lassen sich vier Klassen dieses Metapherntypus unterscheiden; diese Klassifizierung wird vom Verfasser durch ein reichhaltiges Arsenal von Beispielen illustriert. In einem zweiten Abschnitt dieses Kapitels werden die Metaphern, die auf bestimmte Eigenschaften der Rose Bezug nehmen, untersucht (Form, Farbe, Duft); dabei ergeben sich gewisse Konstanten im Bereich der Bildempfänger (gemeint sind meist Körperteile der geliebten Frau). Bemerkenswert sind hier auch die Ausführungen über den Modalisator, wobei die hohe Frequenz der Verben *tingere* und *dipingere* auffällt. Bei diesen aus dem Bereich der Malerei entlehnten Modalisations-Verben weist der Verfasser auf das reziproke Verfahren im Bereich der plastischen Kunst, etwa der Ecole de Fontainebleau hin, wo versucht wurde, Rosenmetaphern aus der Dichtung ins Malerische zu transponieren.

Die Figur der Rose wird aber nicht nur isoliert betrachtet, sondern ebenfalls in ihrem syntagmatischen Kontext. Der Autor stellt sich hier die Frage, bis zu welchem Punkt der Sequenz die übertragene Redeweise bei ihrem Auftreten innerhalb eines Textes weiterwirkt. So wird anhand des Beispiels *baciar la rosa* belegt, daß hier im Prinzip nur *rosa* (für *labbra*) figürlich gemeint ist, daß aber diese Metapher auf *baciar* ausstrahlt, das dann die Biene mitmeint, die sich auf die Rose setzt; der Autor führt hier und in ähnlichen Beispielen aus, daß das dichterische Bild aus der Assoziation zweier figürlicher Vorstellungen entsteht, die mehr ist als die Addition zweier Metaphern. Bei der Untersuchung der Rose als Eigenschafts-Metapher für die Farbe rot (innerhalb des Bezeichnungssystems für das Gesicht der Geliebten) arbeitet der Verfasser als Sub-System den Farbenkontrast rot-weiß heraus, wobei die Rose als konstante Figur für die erstere Farbe auftaucht, während für weiß eine ganze Reihe von Metaphern festgemacht werden können.

Ein weiterer (kurzer) Abschnitt (p. 60–65) ist der Rose als Bildempfänger («figurato») gewidmet; hier unterscheidet der Verfasser zwischen drei Typen von Rosenbildern, denen drei verschiedene Textsorten entsprechen: Rose als Beispiel in ihrem Vorrang über andere Blumen (Apolog); Rose als einziger Gegenstand der Beschreibung (Blason); Rose als Blume unter anderen (edenisches Motiv).

In einem zweiten Hauptkapitel wird die Rosenmetapher nicht mehr als Figur, sondern als Topos behandelt; dabei wird das Korpus nicht mehr (wie im ersten Hauptteil) aus synchroner, sondern aus diachroner Perspektive analysiert. Zunächst wird der Frage nach den Gründen nachgegangen, die die Bildung eines Topos erklären können. Wenn nun gerade die Rose und nicht schlicht der Begriff Blume immer wieder zur Darstellung bestimmter metaphorischer Relationen herangezogen wurde, dann liegt der Grund dafür, nach dem Verfasser, nicht so sehr auf der Referenzebene als vielmehr in den Ausdruckswerten des Signifiant (Pozzi denkt dabei etwa an die unzähligen Reimmöglichkeiten, die sich mit den Adjektiven mit der Endung *-osa* ergeben). Bevor der Verfasser über die Entwicklung des literarischen Rosentopos berichtet, läßt er sich in eine ausführliche Diskussion des Evolutionsbegriffes ein; Pozzi steht der Einführung des Diachroniebegriffes innerhalb der Literaturwissenschaft sehr skeptisch gegenüber; denn dieser Begriff impliziert ja nicht bloß die Feststellung von Veränderungen, sondern auch die Erkenntnis einer *gesetzmäßigen* Entwicklung; wenn man die grundsätzliche Freiheit des Literaturproduzenten annimmt, ist die These einer *notwendigen* Entwicklungstendenz eines literarischen Motivs nicht haltbar. Der Begriff der Evolution (in bezug auf den literarischen Topos) wird darum von Pozzi bloß als Variation oder Kombination von Elementen auf einem invarianten Hintergrund definiert; eine Hierarchisierung zwischen einem *ante* und einem *post* ist dabei nicht intendiert. So werden in der vorliegenden Arbeit systematisch die Variationen der vier konstitutiven Elemente der Metapher untersucht. Der Verfasser unterstreicht dabei sehr stark – zu Recht wie mir scheint – neben den Varianten das Identische eines Motivs gegenüber einer Literaturkritik, die, von

der Poetik des 20. Jahrhunderts ausgehend, zu sehr den Innovationscharakter in der Dichtung hervorhebt. Die poetische Praxis ist nicht ausschließlich innovativ, so schreibt Pozzi, sie verfügt, wie die linguistische, über ein bestehendes Vokabular, ein Themen-Arsenal, aus dem sie schöpfen kann.

In einem weiteren Kapitel (*La rosa di mano in mano*) werden dann die Rosenmetaphern bei den von De Sanctis angeführten Autoren (Poliziano, Ariost, Tasso und Marino) eingehend analysiert und auf minutiöse Weise die Variationen gegenüber den jeweiligen antiken Modellen (Ausonius und Catull) herausgearbeitet.

Der Autor weist dann in einem letzten Kapitel (*L'ottava in forma di rosa*) auf den frappierenden Zusammenhang zwischen der Rosenmetapher und der metrischen Form der Oktave hin, die beide im selben Zeitraum dominant waren; eine Erklärung dieser Koinzidenz wird allerdings nicht versucht; doch werden die je verschiedenen Ausformungen der Oktave, namentlich bei den vier schon erwähnten Autoren, dargestellt.

Der Band schließt mit einer Anthologie der häufig angesprochenen lyrischen Texte (p. 133–162), mit dem schon erwähnten *Dossier della rosa* (p. 163–177) sowie mit einem hilfreichen Namen-, Sach- und Autorenindex.

Wer allerdings in diesem Buch eine traditionelle geistes- und motivgeschichtliche Untersuchung zu finden hofft, wird nicht auf seine Rechnung kommen. Die Studie ist vielmehr ein minutiöser Beitrag zur Metaphernforschung, der gleichzeitig die lyrische Produktion Italiens einer bestimmten Epoche durch eine solide Analyse erhellt.

Joseph Jurt



ROBERT VON PLANTA UND ANDREA SCHORTA, *Rätisches Namenbuch*, Band I: *Materialien*, Zweite, um einen Nachtrag erweiterte Auflage, Bern (Francke) 1979, XLVIII + 592 p. (RH 8).

Man freut sich über diese Neuauflage. Der erste Band des Rätischen Namenbuches war seit langem vergriffen. Vor allem seit dem Erscheinen des zweiten Bandes¹ bestand danach aber eine rege Nachfrage.

Die neue Ausgabe ist nicht nur ein fotomechanischer Abdruck der ersten Auflage. Andrea Schorta und seine Gattin haben einen Nachtrag zusammengestellt, der gegen 5800 neue Namen enthält. Auf fünf einleitenden Seiten referiert A. Schorta sorgfältig über Grundlage und Wesen dieser Ergänzungen. Zum Teil handelt es sich um Ergänzungen und Berichtigungen, welche dank Erhebungen möglich wurden, die «Ortsansässige» und «andere Freunde der bündnerischen Nomenklatur» (p. 527) in vielen Gemeinden gemacht haben. Zum Teil stehen die Ergänzungen auch im Zusammenhang mit der Tätigkeit der Eidgenössischen Landestopographie und der Eidgenössischen Vermessungsdirektion im Hinblick auf die Herstellung der Landeskarte der Schweiz 1:50000 und 1:25000 sowie der Grundbuchpläne 1:10000, einer Tätigkeit, die von der kantonalen Nomenklaturkommission verantwortungsvoll mitgetragen und mitbestimmt wird².

¹ ANDREA SCHORTA, *Rätisches Namenbuch*, Band 2: *Etymologien*, Bern (Francke) 1964 (RH 63).

² Nur mit Kopfschütteln kann der Außenstehende die folgende Bemerkung des ehemaligen Chefredaktors des DRG zur Kenntnis nehmen: «Bedauerlich ist, daß eine vollständige Auskämmung der seit 1939 durch mich angelegten Namenbuchlisten und Zettelbestände, die im Institut des Dicziunari Rumantsch Grischun liegen und in den Besitz der Società Retorumantscha übergegangen sind, wegen unzumutbarer Bedingungen nicht möglich war» (p. 531, N 16).

Die Bedürfnisse der Kartographie, aber auch der alpinistischen und touristischen Erschließung vieler Gebiete Graubündens haben seit der ersten Auflage häufig zur Schaffung neuer Namen geführt: Es sind vorwiegend Komposita, die aus einem bereits bekannten Namen und einem präzisierenden Appellativ gebildet sind. Daß A. Schorta bei der Aufnahme solcher Namen sowie auch von «Namen von Ferienhäusern, Objektbezeichnungen für Anlagen der Kraftwerke, Verkehrswegen, welche alte Flurnamen verdrängen, von Kurortschöpfungen» usw. sehr zurückhaltend war, wird man nur begrüßen³.

Mit einem gewissen Bedauern vermerkt A. Schorta, er habe die Anregung nicht aufnehmen können, «in einem besonderen Nachtrag auch die Listen der urkundlichen Formen auf Grund der neuen Quellenpublikationen zu verbessern und zu erweitern» (p. 531). Ich verstehe diesen Entschluß voll und ganz. Natürlich wäre die Kenntnis sämtlicher urkundlicher Formen sehr erwünscht. Im St. Galler Namenbuch verfolgen wir das Ziel, zu jedem Namen gleich die ganze Liste der urkundlichen Formen zu stellen⁴. Das Rätische Namenbuch ist jedoch anders konzipiert: In einem ersten Band hat es das ganze heute lebendige Material ausgebreitet und dabei «nur urkundliche Belege von heute nicht mehr lebenden Namen und solche, deren Übereinstimmung mit einer heute gebräuchlichen Form nicht mit Sicherheit feststellbar ist» (p. XXXVI) in die Listen aufgenommen. In den zweiten Band ist dann aber sehr viel urkundliches Material eingeflossen. Eine Darstellung, in der das ganze Inventar gleich verbunden wird mit genauen Ortsbeschreibungen, mit der lückenlosen Liste der historischen Belege und mit der etymologischen Erklärung, kommt wohl einem Idealbild näher. Wenn Robert von Planta und Andrea Schorta in den dreißiger Jahren diesem Idealbild nachgejagt hätten, wäre jedoch der erste Band des Rätischen Namenbuches, dessen zweite Auflage wir hier anzeigen dürfen, vor 40 Jahren nicht erschienen. Und vielleicht besäßen wir auch die etymologische Durchdringung des Materials noch nicht, wie sie A. Schorta 1964 im zweiten Band in magistraler Weise vorgelegt hat. Der Wert dieser beiden Bände für die Namenforschung – weit über die Grenzen des Kantons Graubünden und auch über die Grenzen unseres Landes hinaus – kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

G. H.



BERNHARD CATHOMAS, *Erkundungen zur Zweisprachigkeit der Rätoromanen. Eine soziolinguistische und pragmatische Leitstudie*, Bern/Frankfurt a. M. (Herbert Lang – Peter Lang) 1977, 222 p. (*Europäische Hochschulschriften I/183*).

Der Autor dieser im Mai 1976 abgeschlossenen Zürcher Dissertation hatte sich ursprünglich ein außerordentlich anspruchsvolles Ziel gesetzt, wollte er doch die rätoromanisch-deutsche Zweisprachigkeit umfassend auf der Basis einer «integrierten Bilinguismustheorie» (p. 32)

³ In einem besonderen Fall wurden alle Ergänzungen ohne Abstriche in die Nachträge aufgenommen, bei Marmorera, wo die 159 Namen der ersten Auflage durch 107 Namen ergänzt werden. Dieses ganz singuläre Verhältnis ist «das Resultat der Zusammenarbeit vieler Einwohner von Marmorera, die vor der Preisgabe ihrer Heimat an einen Stausee in kollektiver Arbeit wirklich die hinterste Ortsbezeichnung festzuhalten versuchten» (p. 550). Hier wird die Namensammlung zum Vermächtnis.

⁴ Cf. G. HILTY, *Prolegomena zum St. Galler Namenbuch*, in: *Sprachleben der Schweiz (Festschrift R. Hotzenköcherle)*, Bern 1963, p. 289–300, und vor allem die Anwendungen unserer Prinzipien durch H. STRICKER, *Die romanischen Orts- und Flurnamen von Grabs*, Diss. Zürich 1974.

beschreiben. Nach «mehreren zeitraubenden (...) Versuchen in dieser Richtung» (p. 40) schränkte er den Umfang seiner Arbeit jedoch massiv ein. Behandelt wird einzig noch die Kontaktsituation in der Stadt Chur; die soziologisch-psychologischen Zusammenhänge werden bloß angedeutet; die Zahl der Probanden bleibt bewußt sehr (zu?) klein (Untersuchungsgruppe 47, deutschsprachige Kontrollgruppe 35, Probegruppen je 10); auf die exakte Ermittlung des Bilinguismusgrades wird verzichtet; untersucht werden einzig semantische Probleme (cf. p. 40–44). Es versteht sich von selbst, daß die Arbeit bei dieser Anlage nur Teilresultate liefern kann. Cathomas nennt sie denn auch ausdrücklich eine «Leitstudie, in der die Vielzahl der Probleme aufgezeigt und verschiedene Verfahrenstechniken besprochen und an kleinen Stichproben von Sprechern erprobt werden» (p. 5). An ihren methodischen Anregungen und theoretischen Überlegungen, nicht an ihren objektiven Resultaten möchte diese Arbeit mithin gemessen werden. Aber auch hier wird man dem Autor den Vorwurf nicht ganz ersparen können, *multa, non multum* gesagt zu haben und vorab bei der tatsächlichen Beschreibung der Churer Verhältnisse immer etwas zu wenig weit gegangen zu sein.

Die Arbeit beginnt mit einer Skizze der Forschungslage (p. 8–37). Neben der diachronischen Ausrichtung und dem Fehlen von detaillierten Fallstudien bemängelt der Autor dabei vorab, die rätoromanisch-deutsche Zweisprachigkeit sei mit zuviel journalistisch-essayistischem Pathos angegangen worden und habe den «Mythos der umfassenden Deprivierung» (p. 13) gefördert statt zerstört. Dieser Punkt ist wichtig. Noch vor knapp 15 Jahren hat ein so namhafter Sprachwissenschaftler wie Leo Weisgerber mit Nachdruck für konsequente Einsprachigkeit plädiert, weil sonst eine unheilvolle «Trübung des sprachlichen Gewissens» eintrete¹. Und man weiß, wie lange es gehen kann, bis die Verantwortlichen für Sprach- und Erziehungspolitik Forschungsergebnisse zur Kenntnis nehmen. Es muß deshalb von größtem Interesse sein, ob der Autor seine Grundhypothese belegen kann, daß die Resultate in den deutschen Sprachtests vor allem mit dem Sozialstatus korrelieren, aber bei gleichen sozialen Bedingungen unabhängig davon seien, ob der Sprecher ein- oder zweisprachig ist. Es sei gleich vorweggenommen, daß die Basis von Cathomas' semantischen Tests zu schmal ist, als daß daraus schlüssige Ergebnisse gezogen werden dürften. Dennoch sind seine Resultate von Bedeutung, so etwa die Beobachtung: «Der Abstrakt-Wortschatz ist also eine sozial indizierende Variable» (p. 149), wobei «die rtr. Pbn die dt. abstrakten Lexeme wesentlich besser beherrschen als die abstrakten Lexeme ihrer eigenen Muttersprache» (p. 150). Interessant auch die belegbare Fähigkeit der rätoromanischen Sprecher, «im Falle von Wortfindungsnot auf Paraphrasierungen auszuweichen» (p. 167). Im Ganzen wird man annehmen dürfen, daß, soweit es um die Beherrschung der abstrakten Sprache geht, «keine auffallende Korrelation zwischen Zweisprachigkeit und Qualität der Antwort besteht» (p. 168) und daß die Rätoromanen «gesamthaft (...) wohl (etwas) anders Deutsch als die Deutschsprachigen» sprechen, daß aber – und dies ist entscheidend – «keine Anzeichen umfassender kommunikativer Defizienz feststellbar» sind (p. 167).

Neben den eigentlichen Sprachtests (die im Anhang beschrieben werden) hat Cathomas auch einen Fragebogen entworfen und ausgewertet. Analysiert werden die Domänen des Sprachgebrauchs, die Selbsteinschätzung der Sprachkenntnisse, die soziokulturellen Gewohnheiten und die Spracheinstellung. Hier seien zwei Ergebnisse hervorgehoben:

1. die Beobachtung, «wie weit das Dt. bzw. Schwzd. für die Rätoromanen durch den häufigen Gebrauch in den verschiedensten Domänen bereits zum selbstverständlichen Kommunikationsmittel geworden ist» (p. 84);

¹ LEO WEISGERBER, *Vorteile und Gefahren der Zweisprachigkeit*, *Wirkendes Wort* 16 (1966), 73–89, 79.

2. «eine erhebliche Divergenz zwischen den hier ermittelten (positiven G. L.) Einstellungen und der Verwendung der Sprache» (p. 98); die eingeschränkte praktische Relevanz des Rätoromanischen äußere sich einerseits im «beschränkten Interesse an den rtr. Medienproduktionen und Veröffentlichungen» (p. 92), andererseits darin, daß für alle Probanden das Deutsche die dominierende Sprache sei, «sobald (...) in höherstrukturierten Domänen über abstrakte Themen gesprochen» werde (p. 89).

Zusammenfassend wird man die breit angelegte, teilweise anregende Studie von Cathomas begrüßen. Gleichzeitig macht sie aber auch klar – und auch dies gehört zweifellos zum Wert einer Leitstudie – wie viel Arbeit auf dem Wege zur umfassenden Erforschung der rätoromanisch-deutschen Zweisprachigkeit noch zu leisten ist.

Georges Lüdi



PRÓSPERO SAÍZ, *Personae and Poiesis. The Poet and the Poem in Medieval Love Lyric*, The Hague, Paris (Mouton) 1976, 134 p. (*De Proprietatibus Litterarum, Indiana University, Series Minor, 17*).

Le but de cette étude de P. Saíz est d'attirer l'attention sur la poésie lyrique médiévale, particulièrement des comparatistes; elle voudrait également s'adresser à des non-spécialistes, mais elle présuppose des connaissances étendues d'ancien français, d'ancien occitan, de moyen-haut allemand et de moyen anglais. En effet, les textes, souvent cités in extenso, ne sont pas traduits, ce qui pose des problèmes d'interprétation pour un romaniste quand l'auteur cite longuement des pièces en moyen anglais par exemple. Le titre, très général, est trompeur: il s'agit, en fait, uniquement d'explorer les aspects dramatiques et narratifs de l'aube (*Alba, Tageliet*) et de la pastourelle (*Pastorela*). L'auteur voit son sujet sous un double aspect: le concept de la métaphore et les bases structurales fondamentales des pièces lyriques d'une part, la texture poétique du poème, ses sons, ses images, ses symboles, sa structure, d'autre part. P. Saíz étudie différentes aubes: *Reis glorios, verais lums e clartatz* de Guiraut de Bornelh; *En un vergier sotz fuella d'albespi* (Anonyme); *Släfest du, friedel ziere?* (Anonyme, moyen-haut allemand); *Entre moi et mon amin* (Anonyme) et les pastourelles de Marcabru *L'autrier jost'una sebissa* et *A la fontana del vergier*.

P. Saíz confronte les pastourelles avec la ballade anglaise «The Baffled Knight». Il met en parallèle avec l'aube et la pastourelle une reverdie anonyme *En avril au tens pascour*, un poème d'amour latin *De ramis cadunt folia* et les pièces de Raimbaut d'Orange *Assatz sai d'amor ben parlar* et *Er resplan la flors enversa*. En appendice, l'auteur donne un schéma comparatif des deux genres étudiés, l'aube et la pastourelle. Tous deux ont un fait amoureux à la base: c'est une narration romancée, un dialogue dramatique ou un monologue, le décor est printanier, il y a la peur d'être découvert par le monde extérieur, l'idée de la punition, l'apparition d'un troisième personnage, veilleur dans l'aube, poète dans certaines pastourelles. Alors que l'aube est caractérisée par un élément d'angoisse, par l'accord des amants et placée sous le signe du secret (nuit et aube) et de la rencontre/séparation arrangées, la pastourelle se caractérise par un élément de suspense, par la lutte des protagonistes (séduction-résistance) et se place sous le signe de l'«ouvert» (plein jour) et de la rencontre due au hasard. Les personnages de l'aube sont la dame et le galant, pour la pastourelle, la bergère et le galant (chevalier). P. Saíz étudie la tradition de l'aube dans d'autres littératures médiévales: une *alba* italienne anonyme du XIII^e siècle, découverte dans un document de 1286 (Bologne),

Partite, amore, a deo; une *alborado* du XIII^e siècle de Nuno Fernandez Torneol *Levad, amigo, que dormides as manhãas frias*. Une bibliographie (p. 129–134), dans laquelle on peut déplorer quelques coquilles (par ex.: Bédier; Du Méril, *Poésies populaires*; *Forschungen und Fortschritte*; J.-C. Payen et omission de la date, etc.) complète cet ouvrage.

Marie-Claire Gérard-Zai

★

REINHILT RICHTER, *Die Troubadourzitate im «Breviari d'Amor»: kritische Ausgabe der provenzalischen Überlieferung*, Modena (Mucchi) 1976, 448 p. (*Studi, testi e manuali dell'Istituto di filologia romanza dell'Università di Roma, Subsidia 4*).

Cet ouvrage réalise un vœu formulé dès 1961 par D'A.S. Avalle qui, dans son livre sur la tradition manuscrite de la littérature en ancien provençal attirait l'attention sur l'intérêt qu'aurait la publication des citations de troubadours contenues dans le *Breviari* de Matfre Ermengau. Avalle réussit par la suite à se procurer un film du manuscrit de Leningrad, qu'il remit en 1965 à G. Ineichen, lequel procéda à une première élaboration du matériel, avec l'aide de U. Klenk. Le travail fut ultérieurement terminé, et l'ouvrage présent rédigé par R. Richter.

Commencé en 1288, et sans doute terminé peu après, le *Breviari* entre dans la série des ouvrages allégoriques qui, à partir de la seconde moitié du XIII^e s., envahirent littéralement le champ des belles-lettres en langue vulgaire. L'ouvrage de Matfre (clerc et juriste de Béziers) connut la diffusion la plus grande (le cas des troubadours excepté) qu'ait jamais eu aucun ouvrage écrit en ancien provençal: onze manuscrits occitans, six catalans (dont quatre en prose), et treize versions fragmentaires en occitan, tradition d'une remarquable richesse.

La dernière partie de ce traité, «D'amor de mascle ab feme» contient un grand nombre de citations de troubadours, alléguées comme autorités; la plupart se rencontrent dans l'un des chapitres de cette partie (rédigé en forme de controverse), intitulé «Le perilhos tractatz d'amor de donas seguon que'n han tractat li antic trobador en lurs cansos». D'où la référence constante, chez les rares érudits qui sont intéressés à ce fait, au «Perilhos tractaz». En dehors de cette partie, le reste du *Breviari* cite quelques vers de diverses chansons. L'ouvrage de Richter reprend l'ensemble de ce matériel.

Le nombre de ces citations n'est pas inférieur à 266 (dont 4 de poètes de langue française), provenant de 188 poèmes lyriques et de 4 ouvrages didactiques; représentant 66 poètes occitans et deux poètes français, plus quelques anonymes. La longueur des passages cités va de un vers à cinq strophes, généralement la citation embrasse une strophe entière. Le choix des textes est tel que l'ensemble de ces citations illustre l'histoire de la poésie lyrique occitane, des plus anciens troubadours jusqu'aux contemporains de Matfre. D'où l'intérêt considérable de cet ensemble, tant du point de vue de la tradition manuscrite que de celui de l'histoire de la réception de cet art.

Les citations du *Breviari* constituent en effet un témoignage sur une tradition manuscrite particulière des chansons de troubadours, non identique à celle des chansonniers par ailleurs inventoriés: tradition à laquelle Bartsch déjà donnait le sigle *a*. La tradition *a* apparaît proche de celle qu'illustrent les chansonniers C (copié dans la région de Narbonne) et R (même localisation); il semble donc qu'il exista, dans la région Narbonne-Béziers, vers le milieu du XIII^e s., un scriptorium auquel on devrait en particulier un manuscrit perdu *y*, source d'une famille dont nous posséderions C, M, R, f, G, Q, et le *Breviari* (conjecture de Monfrin et d'Avallé).

L'édition Richter fournit à ce propos un appareil érudit complet: bibliographie, concordances, tables, apparats critiques, tous les instruments de travail et de jugement sont placés entre les mains du lecteur. Je signale pour leur importance: le chapitre sur les manuscrits du *Breviari* (p. 55–80); l'établissement du stemma (p. 81–109); toute l'étude sur les relations entre le *Breviari* et la tradition des chansonniers. L'édition repose sur le manuscrit M qui, selon le stemma, est assez proche de l'original. G. Azaïs, dans son édition du *Breviari*, avait corrigé (en pratique, refait) toutes les citations du «Perillos Tractatz» d'après les chansonniers fournissant les mêmes textes: d'où le caractère artificiel et irréaliste du texte ainsi établi (vers ajoutés, syntaxe et lexique altérés, etc.). La tâche que se donna Richter est de restituer au *Breviari*, avec sa vérité textuelle, sa pleine valeur de témoignage sur la survie d'une poésie.

Les citations sont classées par auteurs, et ceux-ci en ordre alphabétique; les anonymes sont placés à la fin; la numérotation des vers dans les fragments cités renvoie à l'édition existante s'il y en a une. Pour les attributions, Richter renonce à juste titre à toute recherche particulière et suit Pillet-Carstens. Chaque citation est précédée des références à: Pillet-Carstens, l'édition Azaïs, l'édition ou les éditions existantes du poète en cause: elle est suivie d'un apparat critique et d'une note sur la tradition manuscrite du morceau.

Ouvrage indispensable au spécialiste des troubadours.

Paul Zumthor



PETER RICKARD, *Geschichte der französischen Sprache*, aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von EDELTRAUD und HANSBERT BERTSCH, Tübingen 1977, 200 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik, Band 84*).

Mit der vorliegenden Sprachgeschichte intendieren Verfasser und Herausgeber «einen kurzen Überblick (...) in der Art, wie er schon seit langem in französischer Sprache existiert» (p. 1), also wohl eine Art deutschsprachigen Ersatzes der weitverbreiteten Darstellungen von Wartburgs¹, Bruneaus² oder Cohens³, mit deren Arbeiten auch im allgemeinen die chronologische Einteilung konform geht, deren synchronisch-strukturelle Querschnitte hier aber weitgehend fehlen.

Zunächst bespricht Rickard eine Periode, die vom «Vulgärlatein zur Anerkennung der neuen Volkssprache» (p. 11–30) reicht; er stellt dabei recht oberflächlich und ohne Hinweis auf die relevante Spezialliteratur Fragen des Super- und Substrateinflusses in der Gallo-romania dar und behandelt summarisch und ohne Berücksichtigung neuerer Arbeiten⁴ Aspekte der lexikalischen Ausgliederung dieses Sprachraums, wobei generell externen Komponenten der Vorzug gegenüber sprachinternen Tendenzen gegeben wird.

Auf der Basis der Straßburger Eide, der Eulaliasequenz, des Jonasfragments, der Passion von Clermont, des Alexius- und Rolandsliedes versucht Rickard im zweiten Teil («Die Sprache der ältesten französischen Texte», p. 31–49), eine Charakteristik der afrz. Literatursprache als eines von Anfang an weitgehend entdialektisierten bzw. dialektneutralen Diastems zu geben («Altfranzösisch: Sprache oder Dialekt», p. 50–73). Das Französische habe schon in den ältesten Denkmälern eine Art Kompromiß zwischen den Extremen des Gesamt-

¹ W. VON WARTBURG, *Evolution et structure de la langue française*, Bern 101971.

² CH. BRUNEAU, *Petite histoire de la langue française*, Paris 51969/70.

³ M. COHEN, *Histoire d'une langue: le français*, Paris 41973.

⁴ Cf. dazu H. BERSCHIN, J. FELIXBERGER, H. GOEBL, *Französische Sprachgeschichte*, München 1978, p. 158ss.

systems dargestellt, denn die Sprache von Paris «wich von keinem der unmittelbar benachbarten Dialekte in stärkerem Maße ab» (p. 51). Des weiteren werden geographische und soziologische Gründe für die Dominanz des Französischen seit Beginn der Literatursprache verantwortlich gemacht.

Im vierten («Entwicklungen im Mittelfranzösischen», p. 74–94) und fünften («Fortschritt und Prestige der französischen Sprache im 16. Jahrhundert», p. 95–115) Teil steht vor allem die sprachexterne Geschichte insofern im Mittelpunkt, als Rickard fast ausschließlich Entwicklungsprobleme auf dem Hintergrund politischer und soziologischer Aspekte zusammenfaßt und Entlehnungsproblemen einen besonders breiten Raum einräumt. Interne Entwicklungstendenzen finden leider nicht den ihnen gebührenden Platz; wo sie behandelt werden, bleibt die chronologische Einordnung meist problematisch: So ist der Verfall des Zweikasussystems (p. 81 und 85s.) schon in afrz. Zeit zu beobachten, die Möglichkeit, das Reflexivum mit passivem Sinn zu gebrauchen (Typ: *or se chante*) ist nicht erst mfrz. (p. 89), sondern afrz. (z. B. *Aucassin et Nicolette*), und der romanische Befund weist auf noch frühere Entstehung in der Volkssprache hin. Dafür wirkt in diesem Abschnitt die Behandlung der im 16. Jahrhundert einsetzenden Diskussion über das *volgare* und seine Funktion, über Normfragen und Probleme des Sprachunterrichts⁵ recht informativ, hier vereint Rickard gekonnt in komprimierter Form die wichtigsten Ergebnisse einer früheren Arbeit⁶.

Dem klassischen Französisch ist das sechste Kapitel («Kodifizierung und Normierung: Die französische Sprache im Zeitalter der Klassik und der Aufklärung», p. 116–137) gewidmet; zu recht werden die Abhandlungen und Schriften Malherbes, Vaugelas', Bouhours', Ménages, Lancelots/Arnaulds, die Wörterbücher Richelets, der Académie française, Corneilles und Furetières als entscheidende Beiträge für die Ausbildung des klassischen Sprachbewußtseins und der normativen Grammatik des Neufranzösischen bewertet. Unbegreiflich bleibt die verständnisvolle Darstellung der imperialistischen Sprachpolitik dieser Zeit: «Selbst ein absoluter Herrscher wie Ludwig XIV. *begnügte* sich damit, in diesen Regionen (scil. Roussillon, Elsaß/Lothringen, Flandern) das Französische *nur* als Amtssprache für die Verwaltung vorzuschreiben»⁷.

Fragmentarisch bleibt auch das folgende Kapitel («Von der Revolution bis in die Gegenwart», p. 138–168), in dem recht systemlos verschiedene Aspekte besprochen werden, wie Ausdehnung des Französischen, Versuche einer Wiederbelebung der prov. Literatursprache durch Mistral, dialektale Gliederung Frankreichs (dabei gelten okz., kat., bret. und bask. als französische Dialekte, p. 141), Fragen des phonologischen Systems des frz., Entlehnungsmodalitäten, Probleme der Sprachplanung und Sprachpolitik, u. a. m.; die Angaben sind in der Regel wegen fehlender bibliographischer Referenzen unüberprüfbar, doch wo eine Kontrolle möglich ist, erweisen sich zahlreiche Detailangaben als ungenau oder falsch recherchiert⁸.

⁵ Nachzutragen ist vor allem A. STREUBER, *Die ältesten Anleitungsschriften zur Erlernung des Französischen in England und den Niederlanden bis zum 16. Jahrhundert*, ZFSL 72 (1962), 37–86, 186–211; 73 (1963), 97–112, 189–209; 74 (1964), 59–76; ders., *Französische Grammatik und französischer Unterricht in Frankreich und Deutschland während des 16. Jahrhunderts*, ZFSL 74 (1964), 342–61; 75 (1965), 31–50, 247–73; 77 (1967), 235–67; 78 (1968), 69–101.

⁶ P. RICKARD, *La langue française au XVI^e siècle. Etude suivie de textes*, Cambridge 1968.

⁷ P. 134 (wir heben hervor); die Darstellung ist völlig inobjektiv, zu den Erlassen cf. L. WOLF, *Texte und Dokumente zur französischen Sprachgeschichte. 17. Jahrhundert*, Tübingen 1972, p. 89ss.

⁸ P. 140: zu den ältesten romanischen Sprachatlanten cf. S. POP, *La dialectologie. Aperçu historique et méthodes d'enquêtes linguistiques, I^{ère} partie: dialectologie romane*, Louvain/Gembloux, p. 113ss. p. 141: der aktuelle Stand der rechtlichen Stellung von Minderheitensprachen in Frankreich wird referiert in: *Le monde de l'éducation*, septembre 1976, 3–19 (Beiträge von M. DENIEUL, A. MEURY,

Das letzte Kapitel («Die Verteidigung der französischen Sprache», p. 169–175) ist inzwischen von der rapiden Entwicklung⁹ in den letzten Jahren längst überholt¹⁰. Es fehlen hier zentrale Norminstanzen, und Details wie etwa die Änderung des Namens des *Haut Comité pour la défense et l'expansion de la langue française* in den weniger aggressiven Namen *Haut Comité de la langue française* wurden nicht berücksichtigt. Auch würde sich wegen paralleler Aktivitäten im Senegal oder in Kanada eine Behandlung dieses Themas auf frankophonem Basis heute eher empfehlen.

Rickards sehr auf Fakten orientierte Geschichte der französischen Sprache scheint mir wenig empfehlenswert für den Studierenden der frz. Sprache oder der Romanistik; es fehlt ihr weitgehend eine klare theoretische Grundlage, das chronologische Nacheinander von Fakten und Daten erfolgt recht unsystematisch, dabei werden gesicherte Erkenntnisse und Hypothesen oft nicht auseinander gehalten; das Fehlen von Literaturhinweisen macht eine Überprüfung für den Leser unmöglich – hier kann auch die durch neuere, im Text selbst aber nicht eingearbeitete Titel ergänzte Bibliographie (p. 178–182) keine Abhilfe schaffen.

Christian Schmitt



GLANVILLE PRICE, *The French language: present and past*, London (Edward Arnold) 1971, XIX + 283 p.

Gleich zu Beginn der «Preface» gibt der Autor das Ziel seines Buches an: «The aim of this book is to show how the French language as we know it today has emerged, after two thousand years of change and reconstruction, from the language once known as Latin in the area once known as Gaul» (p. XIII). Es ist natürlich ein ehrgeiziges Unterfangen, auf weniger als 300 Seiten 2000 Jahre Sprachgeschichte darzustellen. Dabei sind der Sprachgeschichte im eigentlichen Sinn nur 19 Seiten gewidmet (p. 1–19)¹. Der Rest des Buches ist eine historische

J.-P. RICHARDOT und J.-P. CHABROL); p. 142: zum *français régional* cf. G. STRAKA, *Où en sont les études de français régionaux?* in: *Conseil international de la langue française* (ed.), *Le français en contact avec: la langue arabe, les langues négro-africaines, la science et la technique, les cultures régionales*, Sassenage 1977, p. 111–126; p. 145ss.: hier müßte A. MARTINET, *Le français sans fard*, Paris 1974, p. 168ss. als Quelle genannt werden; p. 155: die Einstellung der Académie française zur Orthographie des Neufranzösischen wird dargestellt von J. MISTLER, *Liste de modifications orthographiques acceptées par l'Académie française* (...), *La banque des mots* 12 (1976), 145–148; p. 164 wird die reiche Diskussion der letzten Jahre über den frz. Fragesatz übergangen, cf. vor allem P. BEHNSTEDT, *Viens-tu? Est-ce que tu viens? Tu viens? Formen und Strukturen des direkten Fragesatzes im Französischen*, Tübingen 1973, und A. GREIVE, *Neufranzösische Formen der Satzfrage im Kontext*, Wiesbaden 1974 (*Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, Jahrgang 1974, Nr. 3*).

⁹ Premier Ministre, Haut Comité de la langue française (eds.), *La loi relative à l'emploi de la langue française*, Paris (La Documentation française) 1975.

¹⁰ Cf. Rez., *Sprachplanung und Sprachlenkung im Französischen der Gegenwart*, in: E. RATTUNDE (ed.), *Sprachnorm(en) im Fremdsprachenunterricht*, Frankfurt 1979, p. 7–44.

¹ Diese Darstellung stützt sich stark auf Wartburgs *Evolution et structure de la langue française*. Deshalb stehen hier Behauptungen wie die folgende, welche keineswegs mehr den heutigen Forschungsstand wiedergeben: «It has been plausibly suggested that this division between the north and south of the Gallo-Romance area is to be explained as a result of the occupation of the north of Gaul by the Franks and the consequent carrying-over of Frankish speech-habits into the language of that

und deskriptive Grammatik, wobei rund 70 Seiten der Phonetik und 180 der Morphosyntax gehören. Ich habe nicht die Absicht, auf Einzelheiten einzugehen. Das haben andere in zum Teil ausführlichen Rezensionen schon getan². Hier sei nur festgehalten, daß der Autor die Probleme im allgemeinen klar und einleuchtend darstellt und so die Studenten, für welche das Buch geschrieben ist, so weit bringt, wie er es sich wünscht: «My hope is that this book may in itself provide an adequate introduction to the subject for many students and that, for those who wish to take their study further, it will facilitate their understanding of other more ambitious and more specialized works» (p. XIII)³.

G. H.



FRANÇOIS DE LA CHAUSSÉE, *Initiation à la morphologie historique de l'ancien français*, Paris (Klincksieck) 1977, 380 p. (*Bibliothèque française et romane, série D, volume 10*).

Ce manuel complète *L'initiation à la phonétique historique de l'ancien français*, publié par le même auteur, dans la même collection en 1974; il en est la suite inéluctable et logique. C'est un ouvrage d'initiation, destiné aux débutants, aux étudiants, mais l'auteur reconnaît qu'il pose plus de problèmes qu'il n'en résout et offre plus d'hypothèses que de solutions. L'auteur commence (malencontreusement) son étude par le chapitre *L'analogie* (p. 7–16); celle-ci n'est-elle pas particulièrement difficile à situer dans le cadre historique, voulu par François de la Chaussée et inconfortable dans l'explication diachronique? Suivent, dans un ordre traditionnel, l'étude du syntagme nominal et du syntagme verbal. Un index des étymons (p. 337–346), un index des mots français (p. 347–359), un index analytique (bienvenu) (p. 360–364) suivi d'un très sommaire repère chronologique (p. 365–367) terminent l'ouvrage. On peut reprocher à ce manuel d'initiation l'absence de toute indication bibliographique, pourtant fort précieuse pour le débutant. Même si le traité de Pierre Fouché, *Morphologie historique du français, le verbe*, est d'une consultation peu pratique, il reste indispensable et on ne saurait trop conseiller aux étudiants l'excellente étude de M. K. Pope, *From Latin to*

area. It is further suggested that the Franko-Provençal area corresponds to the territory occupied by another Germanic tribe, the Burgundians» (p. 11). – Für Schweizer Leser sei eine Stelle aus dem letzten Paragraphen des sprachgeschichtlichen Überblicks zitiert, wo sich der Autor mit den französischsprachigen Gebieten außerhalb Frankreichs und ihren Problemen befaßt und davon spricht, daß in Belgien und Kanada die Auseinandersetzung zwischen Französisch und Flämisch bzw. Englisch zu «notorious social and political crises» geführt habe. Dann fährt er fort «Even Switzerland is not without its linguistic problem, the *problème jurassien*, which arises out of the fact that a section of the French-speaking community in the predominantly German-speaking canton of Berne feels itself at a disadvantage and advocates the creation of a separate French-speaking canton of the Jura» (p. 19).

² Cf. z.B. *BSL* 67/2 (1972), 136–138 (R.-L. Wagner); *ZFSL* 82 (1972), 363–368 (O. Gsell); *ZRPh* 88 (1972), 528–529 (L. Wolf); *NM* 74 (1973), 359–363 (W. Mańczak); *Kwartalnik Neofilologiczny* 21/3 (1974), 391–392 (K. Bogacki); *RF* 86 (1974), 160–165 (H. D. Bork); *RomPhil.* 28 (1974–75), 657–665 (M. Roy Harris); *Revue Romane* 10 (1975), 410–418 (S. Hendrup).

³ Ein dreifacher Wortindex erleichtert die Benützung des Buchs als Nachschlagewerk: A. Pronunciation (p. 271–275), B. Morphology and Syntax (Verbs) (p. 277–280), C. Morphology and Syntax (Words other than Verbs) (p. 281–283). Für die behandelten syntaktischen Probleme (cf. vor allem die Abschnitte *Verbs VI – Voice, aspect and mood* (p. 236–251), *Word Order* (p. 258–264) und *Interrogation* (p. 265–270)) wäre allerdings ein Sachregister sehr wünschbar.

Modern French, concise et approfondie. A côté de ces deux ouvrages fondamentaux, l'effort ingrat de François de la Chaussée pour rédiger un manuel d'initiation mérite une attention favorable.

Marie-Claire Gérard-Zai



KENNETH E. M. GEORGE, *Les désignations du tisserand dans le domaine gallo-roman*, Tübingen (Niemeyer) 1978 (*Beih. ZRPh. 163*).

In einem ersten Teil werden die verschiedenen Formen der Berufsbezeichnungen für den Weber, soweit sie vom lat. Etymon *TEXERE* abzuleiten sind, aufgezählt. Dabei wird die Dokumentation des *FEW* ergänzt, wo neue Funde sich zeigten. Die Verbreitung der Formen wird durch zwei Karten im Anhang noch verdeutlicht. In einem weiteren Kapitel werden weitere Namen für den Weber zusammengetragen, die sich aus der Webereitechnik oder aus den Stoffnamen ableiten. Schließlich erscheint auch eine Liste von Übernamen oder spöttischen Bezeichnungen, die ganz auffallend eine gewisse Verachtung und Geringschätzung dieses Gewerbes bezeugen. Verschiedene Indices und Namenlisten am Schlusse des Bandes erleichtern das Auffinden eines bestimmten Ausdrucks.

Die Zahl der Namen, die den Weber bezeichnen, ist sehr eindrucklich. Bei näherem Zusehen erklärt sich aber diese Zahl dadurch, daß im Mittelalter besonders in den Produktionszentren von Textilwaren alle Handwerker, die in irgend einer Weise im Gewerbe der Tuchfabrikation tätig waren, in einer Zunft vereinigt waren und so «Weber» hießen, ob schon sie vielleicht nur am Rande mit der eigentlichen Weberei zu tun hatten. So erklärt sich wohl das Auftreten von Ausdrücken wie *cardeur*, der in den Wortlisten der frühen Zeit zur Verdeutlichung dem *tisserand* gleichgesetzt wurde. Bestimmt gehen auch die feineren Unterscheidungen der verschiedenen Weber auf eine genossenschaftliche Eingliederung zurück. Nicht jeder Weber wurde gleich bezahlt, und Spezialisten beharrten auf einer detaillierten Berufsangabe. Darum die vielen Namen, die von Stoffnamen abgeleitet sind. Die Mechanisierung des Gewerbes hat dann die große Skala von Bezeichnungen überflüssig gemacht. Der *pasementier*, der mit seiner Spezialität etwas abseits von der großen Entwicklung stand, konnte sich bis heute durchsetzen. Ein Name wie *mécanicien* zeigt deutlich, wie sehr die Kenntnisse des eigentlichen Webens zurücktreten seit der Industrialisierung des Gewerbes und wie die Arbeiter nur noch Aufseher der automatisch arbeitenden Maschine sind.

Auffallen muß dem Leser, daß diese reiche Namenliste sich nur in den Gegenden findet, in denen die Weberei als eigentlicher Produktionszweig bedeutend war, also im Nordosten mit den hochentwickelten Tuchfabriken, dann in Lyon und der Provence, die sich vor allem mit Seidenweberei beschäftigten. Überall dort, wo die Weberei nur als Nebenbeschäftigung in einem sich selbst genügenden autarkischen Betrieb bis in die jüngste Zeit betrieben wurde und keineswegs auf Verkauf und Export abzielte, ist die Namengebung viel einfacher. Vielleicht hätte dieser Gegensatz zwischen Weberei für den Eigenbedarf und der Webereindustrie für Handel und Export noch schärfer hervorgehoben werden dürfen. Wer sich aber mit gewissen Details der Textilindustrie beschäftigen muß, wird diese Arbeit mit Vorteil benutzen, weil sie ein weites Spektrum der Berufsgattung eröffnet und durch viele Hinweise weiterhelfen kann.

Wilhelm Egloff



MARCEL JUNEAU et CLAUDE POIRIER, *Le livre de comptes d'un meunier québécois*, Québec (Les presses de l'université Laval) 1973, 229 p. (*Langue française au Québec, 2^e section: Editions commentées de textes 1*).

MARCEL JUNEAU, *La jument qui crotte de l'argent*, Québec (Les presses de l'université Laval) 1976, 143 p. (*Langue française au Québec, 2^e section: Editions commentées de textes 2*).

Les deux publications sont conçues de la même manière: ce sont des éditions de textes avec explication des mots et des passages difficiles. Les textes sont analysés ensuite du point de vue phonétique, morphologique et syntaxique. Un lexique qui regroupe tous les mots intéressants termine ces études. Un index très complet et des tables soulignent les conclusions que les auteurs tirent de leurs analyses.

Les deux textes sont de nature bien différente: le *livre de comptes d'un meunier québécois* est un document des Archives nationales du Québec et date de la fin du XVII^e et du début du XVIII^e siècle. Il s'agit donc d'un français du commencement de la colonisation française au Canada. Le second texte est une transcription phonétique d'un conte enregistré en 1954 ou 1955 sur bande magnétique et conservé aux Archives de Folklore de l'université Laval. Cette transcription reproduit toutes les hésitations, reprises et corrections de la conteuse. En face de la transcription phonétique se trouve une transcription en orthographe usuelle, de façon à rendre le texte accessible à quelqu'un qui ne connaît pas les particularités du dialecte québécois.

Les deux livres ont le même but, à savoir de contribuer à l'histoire de la langue française en général et de celle du Canada en particulier. Voilà pourquoi, pour toutes les singularités du parler québécois, les auteurs cherchent des parallèles dans les dialectes de l'ouest et du nord-ouest de la France. Il est bien connu qu'un parler détaché de sa branche-mère par un événement quelconque est arrêté dans son développement normal et conserve souvent une phase antérieure de l'évolution linguistique. Les auteurs tâchent donc d'éclairer les particularités du parler québécois en les comparant aux formes anciennes des parlers de France. Ils arrivent ainsi à combler certaines lacunes qui subsistent encore dans l'histoire d'un dialecte. Les études lexicales s'efforcent d'atteindre le même but: établir des datations antérieures à celles qui sont connues ou bien attester l'existence d'un mot pour une période où il manquait dans la lexicographie. Face au problème des emprunts à l'anglais – qui est d'une importance capitale –, les auteurs constatent qu'ils sont pour ainsi dire inexistantes. Le vocabulaire est gallo-roman et montre souvent des archaïsmes. Les innovations québécoises sont assez fréquentes et dérivent presque toutes du caractère gallo-roman de la langue québécoise.

Les deux publications sont les prototypes de cette série d'éditions de textes prévue par l'université Laval. Les philologues qui s'intéressent à cette collection de textes québécois seront donc heureux de connaître les principes que ces éditions respecteront (cf. p. 22–25 de l'introduction du no. 1): (a) fidélité envers le texte; (b) effort de le rendre plus intelligible par la résolution des abréviations; (c) respect de l'individualité des mots qui sont souvent mal découpés; (d) ponctuation qui remplace les signes fantaisistes et arbitraires du texte. Tout ce qui dépasse ces quelques modifications est renvoyé dans les notes. Une règle qui étonnera au premier abord veut que tout *é* tonique à la fin d'un mot soit transcrit par un *e* surmonté d'un accent, que celui-ci se trouve ou non dans le manuscrit. Au cours de la lecture on sera vite convaincu que cette règle est très judicieuse, parce qu'elle permet de distinguer des formes homographes. De cette façon, *é* final se distingue du *e* muet; *lé* désignant 'les' se distinguera donc de *le* 'le' (dans les textes, les deux mots sont souvent orthographiés *le* sans distinction du timbre des deux voyelles). Nous souhaitons que cette collection trouve auprès des philologues le succès et l'estime dont elle est digne.

Wilhelm Egloff

ANDRÉ MALÉCOT, *Introduction à la phonétique française*, The Hague – Paris (Mouton) 1977, 68 p. (*Janua Linguarum, Series Didactica 15*).

André Malécot, gewissermaßen Erbe von Pierre Delattres großer Tradition an der Universität von Santa Barbara, präsentiert hier ein schmales Bändchen, das vor allem dazu bestimmt ist, dem englischsprachigen Studenten den Zugang zur französischen Phonetik zu ebnet. Dabei unterscheidet es sich von anderen Präsentationen dieser Art in außerordentlich wohlthuender Art und Weise. Malécot ist nicht der Mann, einfach ältere Handbücher abzuschreiben und damit eine längst antiquierte Norm zu tradieren. Seine Darstellung fußt vielmehr zum großen Teil auf eigenen Untersuchungen¹ und rückt so eine Reihe von Aspekten der modern-französischen Phonetik ins Zentrum der Aufmerksamkeit, von denen in vergleichbaren Werken meist nicht einmal andeutungsweise die Rede ist. Als Grundlage für die Analyse diente ein Korpus von 50 Tonbandaufnahmen, die ohne Kenntnis der Sprecher angefertigt wurden, und deren Stil durchweg der «*conversation sérieuse mais détendue de la classe dirigeante de la capitale*» (p. 1) zuzuordnen ist: für seine Normfindung geht Malécot somit (*mutatis mutandis*) wie eine Art Vaugelas des 20. Jahrhunderts vor.

Der Verfasser präsentiert zuerst kurz das API-Transkriptionssystem – wohl unnötigerweise auch dessen Geschichte (p. 2–4) –, beschreibt dann den französischen «Akzent»², der durch die Merkmale «*tension générale, antériorité et convexité linguale, ouverture maxillaire, projection et arrondissement des lèvres*» charakterisiert werden kann (p. 4 ss.); entsprechend der didaktischen Auslegung des Werkes wird sowohl hier wie auch im folgenden immer wieder deutlich auf die Unterschiede gegenüber den englischen und amerikanischen Artikulationsgewohnheiten hingewiesen. Es folgt dann eine physiologische Beschreibung der französischen Phoneme (Vokale – Konsonanten – Halbvokale; p. 7–11) und eine Skizze der *force d'articulation* (≠ akust. Intensität) der Konsonanten (p. 11/12). Aufgrund seiner eigenen Untersuchungen kann Malécot zeigen, daß – ganz unabhängig von den akustischen Werten – die Frikativen vom Sprecher/Hörer normalerweise als schwächer als die Okklusiven eingestuft werden; dieser Eindruck wird (zu Recht) auf den unterschiedlichen Luftdruck im Mundraum zurückgeführt. Darüber hinaus betont Malécot, daß (zumindest in betonter Silbe) der wichtigste Indikator für die (kons.) Artikulationskraft die Dauer des vorhergehenden Vokals ist: je stärker der Konsonant einzustufen ist, desto kürzer wird die vokalische Realisierungsdauer.

Nach dieser außerordentlich gerafften Darstellung der isolierten Phoneme geht Malécot dann zur Satzphonetik über, der insgesamt 25 Seiten gewidmet sind – mehr als doppelt so viel wie der Verfasser auf die isolierten Phoneme verwendet. Auch diese Umkehrung der traditionellen Gewichtungen verdient positiv hervorgehoben zu werden. Nacheinander werden behandelt: die stellungsabhängige Realisierung bzw. Nichtrealisierung der konsonantischen Implosion und Explosion, die Aspiration, die Affrikatenbildung, die Sonoritäts- und Nasalitätsassimilation sowie die Realisierung von (an sich fakultativen) Auslautkonsonanten bei einsilbigen Wörtern (p. 12–16). Anschließend kommt das Verhalten der Vokale in der *chaîne parlée* in Abhängigkeit vom Akzent (*des mot phonique*) und vom offenen bzw. geschlossenen Charakter der Silbe zur Sprache (p. 16–19) sowie die für das Frz. charakteristische Silbenstrukturierung. Recht viel Raum ist dann – auch dies eine erfreuliche Neuerung – der Intona-

¹ Leider fehlt eine Bibliographie. – Die eigenen Untersuchungen sind in verschiedenen Zeitschriften als Aufsätze veröffentlicht und dann in der (fast gleichzeitig erschienenen) Studie *Contribution à l'étude de la force d'articulation en français*, The Hague–Paris 1977, zusammengefaßt worden. Cf. dort auch p. 76 die bibliographischen Angaben für die Aufsätze.

² «Akzent» hier im vorwissenschaftlichen Sinn ('Klangfarbe'); es ist zweifellos unglücklich, daß *Akzent* in der Arbeit auch noch im Sinne von 'Emphase' verwendet wird.

tion gewidmet (p. 20–26), an die noch eine Darstellung der Nutzungen des Glottisschlags (p. 27/28), der Behandlung des *ə*-muet und der Gesetzmäßigkeiten der *liaison* (p. 32–37) anschließen. Es folgen dann 16 Übungen (p. 38–54), die den wichtigsten, vor allem dem Englischsprachigen besondere Mühe bereitenden Punkten des theoretischen Teils gewidmet sind, sowie 16 Textauszüge aus dem zugrundegelegten Korpus (p. 55–68), die als integrierende Übungen für die vorher isoliert behandelten Probleme gedacht sind.

Alles in allem haben wir hier eine – sowohl hinsichtlich der Auswahl als auch der Gewichtung der Probleme erfreulich unkonventionelle Darstellung der modernfranzösischen Phonetik, die in einzelnen Punkten allerdings auch Kritik hervorruft. Im einzelnen wären besonders zu beanstanden:

- P. 8 wird zwar eine *durée supplémentaire* (/:/), scheinbar mit einer Art autonomem Phonemstatus, eingeführt, im folgenden aber nirgends darauf hingewiesen, daß die Dauer oft dazu genutzt wird, den Verlust vokalischer Qualitätsoppositionen (z. B. bei /a/ und /a/, /a/ und /ø/ aufzufangen. Zudem stellt sich die Frage, ob die Quantität nicht als distinktiver Zug einzelner Phoneme darzustellen wäre.
- Die Behandlung von /a/ und /a/ als «zentrale» Vokale (p. 8/9) scheint mir unglücklich, vor allem weil sie dann im Rahmen von Malécots Systematik nicht mehr differenziert werden können. Warum sollen sie nicht der palatalen bzw. velaren Achse zugeordnet und als «très ouvertes» (als Pendant zu /i/, /y/, /u/, die als «très fermées» bezeichnet sind) charakterisiert werden?
- Wieso wird /ə/ p. 9 als eigenes Phonem behandelt, wo doch die Verwandtschaft mit /ø/ (zu ergänzen wäre: auch mit /œ/) durchaus gesehen wird? [ə] läßt sich ohne Probleme als Positionsvariante von /œ/ beschreiben!
- Der Terminus «liquid» für /l/ und /r/ wird zwar p. 10 eingeführt und als nützlich bezeichnet, doch fehlt eine adäquate artikulatorische Beschreibung. Sie läßt sich leicht finden: beide Konsonanten können als «Teilokklusive» eingestuft und über das Merkmal «± intermittierend» voneinander differenziert werden.
- P. 11 werden die Halbvokale als autonome Phoneme behandelt. Aufgrund der artikulatorischen Verwandtschaft mit den entsprechenden vokalischen Phonemen und der systematischen Gegebenheiten wäre es ökonomischer und adäquater, sie als positionsgebundene Varianten der Vokale /i/, /y/ und /u/ zu behandeln: sie treten dann auf, wenn ein Vokal nicht gleichzeitig Silbenkern ist.
- Bei der Behandlung des Zusammenfalls von /a/ und /a/ (p. 18) wird dem Ausweichen zur Quantitätsopposition nirgends Rechnung getragen.
- P. 44 findet sich eine Übung zum «r-grasseyé», obwohl auf diese Besonderheit des Frz. (abgesehen von der Überblickstafel p. 10) nirgends gesondert eingegangen wird.

Am meisten Vorbehalte sind aber ohne jeden Zweifel gegenüber der Darstellung der Intonation zu machen, und zwar vor allem deshalb, weil Malécot hier (abgesehen von einigen eher sekundären Modifikationen) auf dem Stande Delattres um die Mitte der 60er Jahre steht; die neuere Forschung wurde nicht mehr rezipiert. Dies führt zwar nur in den wenigsten Fällen zu eigentlichen Falschaussagen, aber um so öfter zur Darstellung von gewissen Typen als «normal», die in Wirklichkeit nur marginalen oder gar akzidentellen Charakter haben. Im einzelnen ist anzumerken:

- Die Intonation wird nicht multiparametrisch dargestellt, sondern ohne weitere Diskussion auf den Tonhöhenverlauf reduziert. Eine solche Vereinfachung kann zwar didaktisch sinnvoll sein, doch müßte die didaktische Vereinfachung zumindest als solche gekennzeichnet werden.

- P. 21/22 wird bei einer Abfolge von mehreren *continuations* (vor der terminalen Kontur) eine Art regelmäßiger Aszendenz bis zur letzten (die regelmäßig eine *continuation majeure* wäre) angenommen. Daß es solche Fälle gibt, ist unbestritten – den Normalfall stellen sie aber ganz sicher nicht dar³.
- Die Entscheidungsfrage wird p. 23 regelmäßig als über den Typ 1–4 (in Delattres Notierung) markiert dargestellt (✓). Dies trifft aber nur für die reine Intonationsfrage mit einiger Regelmäßigkeit zu (und selbst hier gibt es Ausnahmen⁴). Sobald eine segmentale Fragemarkierung (Inversion, *est-ce que*) vorliegt, wird normalerweise die gleiche Kontur wie für die Ergänzungsfrage verwendet⁵.
- Die Kontur für die Ergänzungsfrage ist keineswegs regelmäßig 4–1 (∖); vielmehr hat als Normaltypus der Verlauf $\cdot \wedge \vee$ zu gelten⁶.
- *Commandement* und *exclamation* werden wie bei Delattre als Basisintonationen behandelt (4–1; p. 23); neuere Untersuchungen haben aber ergeben, daß sie dem affektischen Bereich zuzuweisen sind und in der Regel über einen Melodieanstieg auf Niveau 5 charakterisiert werden⁷.
- Die Feststellung p. 24, daß bei Entscheidungs- und Ergänzungsfrage sowie *commandement* und *exclamation* eine Gliederung in *mots phoniques* in der Regel unterbleibe, ist *cum grano salis* zu nehmen: sie trifft für relativ kurze Sequenzen (bis ca. 8 oder 9 Silben) meist zu, nicht aber für längere Sätze.
- In der Darstellung der Parenthese (vor allem in Endstellung) folgt Malécot weitgehend Delattre (p. 24/25)⁸. Nun haben allerdings neuere Untersuchungen gezeigt, daß die Parenthese im Satzinnern keineswegs regelmäßig flach (und tief) ist, sondern vielmehr dahin tendiert, mit der *continuation* zusammenzufallen – zumindest dann, wenn sie segmental hinreichend gekennzeichnet ist⁹. Eigene Untersuchungen haben überdies ergeben, daß im modernen Kontinentalfrz. die Variante 4–4 (*écho*) so gut wie nicht existiert: nach einer *question* oder *interrogation* finden wir (mit unterschiedlichen Frequenzen) vielmehr entweder einen steigenden (✓) oder einen flachen (und tiefen) Tonhöhenverlauf¹⁰.
- Für die Implikation gibt Malécot eine radikal von derjenigen bei Delattre abweichende Beschreibung: sie wäre nicht über einen Verlauf 1–4–3 gekennzeichnet¹¹, sondern dadurch, daß die terminale Kontur ihr normales Extrempniveau (1 oder 4) nicht erreicht. Aufgrund meines eigenen Materials kann ich bestätigen, daß dieser Typ tatsächlich zu existieren scheint; aber auch der von Delattre beschriebene Typ kommt vor.
- Beim Akzent unterscheidet Malécot zwischen einem *accent d'insistance* und einem *accent affectif* (p. 26); er übersieht dabei, daß es sich hierbei um zwei verschiedene Nutzungen ein und desselben prosodischen Phänomens handelt. Darüber hinaus ist die Darstellung der Realisierungsmodalitäten und der parametrischen Charakterisierung in einigen Punkten lückenhaft¹².

³ Cf. P. WUNDERLI – K. BENTHIN – A. KARASCH, *Französische Intonationsforschung*, Tübingen 1978, p. 217–21, 226ss.

⁴ Cf. hierzu P. WUNDERLI, *La parenthèse en position finale*, *TL Gand* 6 (1979), 83–111.

⁵ Cf. WUNDERLI et al., *Frz. Intonationsforschung*, p. 222ss.

⁶ Cf. WUNDERLI et al., *Frz. Intonationsforschung*, p. 229ss.

⁷ Cf. WUNDERLI et al., *Frz. Intonationsforschung*, p. 223/24, 308ss.

⁸ Cf. WUNDERLI et al., *Frz. Intonationsforschung*, p. 215.

⁹ Cf. WUNDERLI et al., *Frz. Intonationsforschung*, p. 221/22.

¹⁰ Cf. WUNDERLI, *op. cit.* N 4.

¹¹ Cf. WUNDERLI et al., *Frz. Intonationsforschung*, p. 234–36.

¹² Cf. WUNDERLI et al., *Frz. Intonationsforschung*, p. 328–43.

Trotz dieser Kritikpunkte zögere ich nicht, Malécots Handbüchlein als die beste und modernste Darstellung zu bezeichnen, die es gegenwärtig auf diesem Gebiet gibt. Die festgestellten Mängel lassen sich in einer zweiten Ausgabe sicher beheben. Und vielleicht versucht der Verfasser dann auch, die Darstellung etwas «studentenfreundlicher» zu gestalten: sie ist gegenwärtig derart komprimiert, daß es einem Studenten nur unter Anleitung eines versierten Fachmanns möglich sein wird, die Vielfalt der Informationen und Anweisungen zu erfassen und für sich nutzbar zu machen!

Peter Wunderli



ANDRÉ MALÉCOT, *Contribution à l'étude de la force d'articulation en français*, The Hague-Paris (Mouton) 1977, 78 p. (*Janua Linguarum, Series Practica 2*).

Die Frage, aufgrund welches physiologischen bzw. artikulatorischen Parameters die stimmlosen und stimmhaften Konsonanten (bzw. Fortes und Lenes) zu unterscheiden sind, ist ein altes Problem der Phonetik, das über Jahrzehnte hinweg keine befriedigende Lösung gefunden hat. Die Stimmbandaktivität kann auf jeden Fall nicht als entscheidend angesehen werden, bleiben doch die beiden Klassen beim Flüstern und bei Sonoritätsassimilationen eindeutig unterscheidbar. Malécot hat sich über 15 Jahre mit der Frage befaßt und umfangreiche Versuche und Tests sowohl mit englischen als auch französischen Sprechern durchgeführt, bei denen zum großen Teil neuartige, selbstentwickelte technische Hilfsmittel eingesetzt wurden. Die Resultate zum Englischen hat er in einer Reihe von Aufsätzen publiziert¹; diejenigen zum Französischen legt er nun in einer gedrängten, mehr auf den Überblick als das Detail ausgerichteten Publikation vor, die die ganze Frage wohl endgültig auf eine solide Basis stellen dürfte.

Der Verfasser beginnt seine Darstellung mit einer kurzen Skizze der Problematik (p. 1–3), die in einer heute eher ungewöhnlichen Definition des Phonems gipfelt: das Phonem ist für ihn eine «Gestalt», d. h. ein Bündel von kumulativen und kompensatorischen Merkmalen, die für die Identifikation der Einheit immer nur bis zu einem gewissen Prozentsatz realisiert sein müssen – er definiert also das Phonem praktisch auf die gleiche Weise, wie ich die Intonationseinheiten (unter Ausschluß der Phoneme!) definiert habe!² Ob diese Gleichschaltung der segmentalen und suprasegmentalen Phonologie statthaft ist, wird sich erst noch erweisen müssen – gebräuchlich ist sie auf jeden Fall nicht.

An diese Einleitung schließt dann ein kurzer Forschungsbericht (bis 1963) an, in dem vor allem die Versuche und Resultate von Rousselot, Stetson, Delattre und Denes zu diesem Fragenkomplex dargestellt werden und wo auch die Mängel und Widersprüche dieser Ansätze deutlich herausgearbeitet werden (p. 4–7). Es ist gerade diese unbefriedigende Forschungslage einerseits, relativ erfolgversprechende Ergebnisse in einigen Pilotuntersuchungen andererseits, die Malécot dazu veranlaßt haben, sich dem ganzen Fragenkomplex auf das intensivste zuzuwenden. Er beschreibt im folgenden in acht Kapiteln die vielfältigen, von einem erstaunlichen Einfallsreichtum und einer ungeheuren Arbeitsintensität zeugenden Versuchsanordnungen und Tests, die es ihm schließlich erlaubt haben, die Probleme einigermaßen in den Griff zu bekommen (p. 8–30)³. Die wichtigsten Ergebnisse sind die folgenden:

¹ Cf. MALÉCOT, *Contribution*, p. 76.

² Cf. P. WUNDERLI – K. BENTHIN – A. KARASCH, *Französische Intonationsforschung*, Tübingen 1978, p. 56–66, bes. p. 65.

³ Die statistischen Ergebnisse und das Anschauungsmaterial sind wenigstens teilweise in 2 Anhängen (p. 39–72) beigegeben.

- Psychometrische Tests beweisen eindeutig, daß die Sprecher stimmlose Okklusive als energieintensiver einstufen als ihre stimmhaften Entsprechungen. Gleiches gilt für das Verhältnis von stimmlosen Okklusiven und stimmlosen Frikativen sowie von stimmhaften Okklusiven und stimmhaften Frikativen.
- Der mechanische Druck an den Kontaktstellen der jeweiligen Artikulationsorgane erweist sich als für diesen Eindruck nicht signifikant.
- Die Sprecherurteile scheinen vielmehr vom jeweiligen Luftdruck im Munde («Artikulationsstärke») abhängig zu sein. Als signifikant erweisen sich 3 Parameter: der maximale Luftdruck, die Dauer der Haltephase und die «Impulsion» (Integration des Drucks über der Zeit); wichtigste Variable ist eindeutig die Impulsion.
- Die beiden Konsonantengruppen («stimmlos» und «stimmhaft») stehen in Korrelation zu einer Öffnungs- bzw. Schließungsbewegung der Stimmritze, die unabhängig von der vorhandenen oder nicht vorhandenen Sonorität ist. Es ist diese größere/kleinere Stimmritzenöffnung, die im wesentlichen für die Druckverhältnisse im Munde verantwortlich ist. Diese Ergebnisse zwingen zu einer Grundklassifikation der Konsonanten in Fortes und Lenes; die Stimmhaftigkeit dagegen ist ein akzidentelles Merkmal.
- Psychometrische Untersuchungen zeigen, daß die differentielle Perzeptionsschwelle der Sprecher für Druckunterschiede im Munde weit unter den tatsächlich auftretenden Druckunterschieden zwischen den verschiedenen Konsonantenklassen liegt. Dies erlaubt es, die Sprecherurteile über die Energieintensität der Konsonanten als tatsächlich auf den Druckverhältnissen im Munde beruhend zu betrachten: sie beruhen offensichtlich auf einem Synästhesie-Phänomen und sind vom tatsächlichen physiologischen Energieaufwand sowie von der akustischen Intensität im wesentlichen unabhängig.
- Die Luftdruckwerte sind relative Werte: sie variieren hinsichtlich ihrer absoluten Größe von Sprecher zu Sprecher und von Kommunikationssituation zu Kommunikationssituation (ja beim einzelnen Sprecher z.T. sogar innerhalb ein- und desselben Kommunikationsaktes).
- Die Dauer des dem Konsonanten vorangehenden Vokals variiert in Abhängigkeit von dessen Artikulationsstärke, und zwar ist er desto kürzer je größer die Artikulationsstärke ausfällt (und umgekehrt). Im absoluten Auslaut ist die Dauer des vorhergehenden Vokals oft der einzig faßbare Parameter für die Subklassifikation des sequenzbeschließenden Konsonanten.
- Die Dauer der konsonantischen Haltephase ist ebenfalls abhängig von der Artikulationsstärke des jeweiligen Konsonanten, und zwar ist sie in diesem Fall direkt (und nicht umgekehrt) proportional. Allerdings ist die Abhängigkeit von der Artikulationsstärke nicht derart stringent, daß man Vokaldauer und konsonantische Haltephase einfach als komplementär betrachten könnte.
- Die Parameter der Artikulationsstärke (max. Druck, Dauer, Impulsion) variieren in Abhängigkeit von der Stellung des Konsonanten innerhalb des Wortes und zum Akzent; diese Abhängigkeit fällt für die verschiedenen konsonantischen Subklassen (Fortes/Lenes, Okkl./Frik.) z.T. unterschiedlich aus.
- Vokalintensität und Sprechtempo beeinflussen die konkrete Realisierung der o.g. Parameter ebenfalls, wobei beim Flüstern deutlich andere Verhältnisse vorliegen als in normaler Rede.

Eine «intonationsmäßige» Behandlung segmentaler phonologischer Einheiten scheint somit im physiologisch-artikulatorischen Bereich durchaus positive Resultate zu bringen. Allerdings sind auch damit noch nicht alle Probleme gelöst, worauf Malécot selbst abschlie-

bend hinweist (p. 35–37). Neuere Untersuchungen lassen vermuten, daß es auch noch andere Parameter zur Unterscheidung von Fortes und Lenes gibt oder geben könnte: unterschiedliche Grade der Lippenverformung; unterschiedlicher Zungendruck bzw. verschieden große Auflagefläche; unterschiedliches Tempo der Artikulationsbewegungen (vor allem bei der Explosion); unterschiedliche Muskelspannungen im supraglottalen Trakt; usw. Vor allem scheint mir aber ein ganz zentrales Problem noch nicht gelöst zu sein: nämlich die Frage, welche Parameter im auditiven Bereich für die Unterscheidung von Fortes und Lenes relevant sind bzw. wie die Umsetzungen Artikulation > Akustik > Audition darzustellen sind. Aber dies ist nicht ein spezifisches Problem von Malécot, sondern überhaupt die zentrale (und praktisch noch ungelöste) Frage der modernen Phonetik und Phonologie.

Peter Wunderli



LOTHAR WOLF, *Aspekte der Dialektologie. Eine Darstellung von Methoden auf französischer Grundlage*, Tübingen (Niemeyer) 1975, 93 p. (*Romanische Arbeitshefte* 15).

Ainsi que le dit l'auteur dans sa préface, ce petit livre se place essentiellement dans une perspective historique, présentant les différentes méthodes de la dialectologie dans l'ordre chronologique de leur apparition. Après une tentative de définition du dialecte, les chapitres suivants traitent successivement des rapports entre la linguistique comparative et la dialectologie, de la géographie linguistique, de la dialectologie structurale, enfin de ce qu'ont apporté aux études dialectologiques la grammaire générative et la sociolinguistique. Conformément au sous-titre, l'ouvrage est fondé essentiellement, mais non exclusivement, sur la dialectologie française. Il contient des indications bibliographiques relativement abondantes, ainsi que des suggestions de travaux pratiques. Imprimé en offset à partir d'un dactylogramme, il est illustré de plusieurs cartes et dessins.

L'économie de l'exposé ne nous paraît pas entièrement satisfaisante, car elle conduit à un certain déséquilibre. Alors que les travaux dialectologiques inspirés par la grammaire comparée sont légion et que la géographie linguistique est la méthode par excellence de la dialectologie, d'autres approches, spécialement la grammaire générative et la sociolinguistique, n'ont produit jusqu'à présent que peu d'études importantes dans notre domaine: donner le même poids à ces différents courants, n'est-ce pas fausser l'image d'une discipline dont le mérite essentiel consiste moins en apports théoriques qu'en tentatives de saisir la réalité linguistique dans toute sa complexité? La lecture des différents chapitres confirme cette impression d'ensemble. Le lecteur débutant pourra se faire une idée assez claire de la discussion sur les dialectes et les frontières dialectales inaugurée par Ascoli; il se rendra compte du progrès que représentait l'introduction, par Jud et Jaberg, de la dimension historique dans la géographie linguistique de Gilliéron; il verra probablement l'intérêt de la notion de diasystème élaborée par Weinreich, Moulton et d'autres; mais, pour ce qui est des deux derniers chapitres, il devra se contenter de généralités qui ne lui laisseront sans doute que peu de souvenirs.

Il aurait peut-être mieux valu faire comme H. Löffler dans ses *Probleme der Dialektologie*¹: présenter brièvement l'histoire de la discipline, puis mettre en vedette non pas les différentes doctrines, mais les problèmes spécifiques posés par l'objet propre de la dialectologie, à savoir

¹ HEINRICH LÖFFLER, *Probleme der Dialektologie. Eine Einführung*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1974.

la variation géographique du langage. Cette perspective aurait permis de parler aussi de travaux qui, sans se fonder sur une théorie linguistique particulière, constituent néanmoins des contributions importantes à la connaissance de cet objet, comme par exemple les dictionnaires dialectaux. Ainsi, s'il est juste de citer les études de Louis Gauchat sur les frontières dialectales ou la variation linguistique à l'intérieur d'une commune, on s'étonne que ce même Gauchat ne soit pas mentionné comme fondateur du *Glossaire des patois de la Suisse romande*, dont le titre, d'ailleurs, n'apparaît ni dans le texte de l'ouvrage, ni dans les indications bibliographiques.

Un autre déséquilibre concerne le niveau des différentes parties. L'exposé de M. Wolf vise manifestement des étudiants de philologie romane qui n'ont pas l'intention de se spécialiser en dialectologie et dont on suppose même qu'ils n'ont aucune formation en linguistique synchronique: d'où sans doute, en tête des chapitres 4–6, de petites introductions très élémentaires à la linguistique structurale, à la grammaire générative et à la sociolinguistique. Seulement on peut se demander alors si de telles introductions sont suffisantes pour donner au lecteur une idée même approximative de ces courants linguistiques. En revanche, la tentative de définir les notions de «langue» et de «dialecte» à laquelle se livre l'auteur dans le chapitre premier nous paraît dépasser largement les possibilités d'un lecteur non prévenu. M. Wolf suit ici la théorie de Klaus Heger, qui établit une hiérarchie entre les différents diasystèmes, allant de l'idiolecte au groupe de langues tel que l'indo-européen; à l'intérieur de cette hiérarchie, il définit comme *Sprache* «(1) das ranghöchste Diasystem mit Norm» ou «(2) das einer gemäß (1) als solcher definierten Sprache ranggleiche Diasystem ohne Norm, soweit es derselben Sprachgruppe wie diese Sprache untergeordnet ist und sofern ihm kein Diasystem mit fixierter Norm untergeordnet ist»². Sont considérés comme dialectes de différents niveaux toutes les variétés linguistiques situées entre la «langue» ainsi définie et l'idiolecte. Selon ce critère, toujours suivant Heger, l'ensemble des dialectes d'oïl, y compris le français, d'une part, l'ensemble des dialectes francoprovençaux, d'autre part, seraient considérés comme des «langues» de même rang. Cette définition amène M. Wolf à des affirmations d'autant plus difficiles à accepter qu'elles tentent de simplifier les problèmes «ad usum delphinorum». Ainsi, selon l'auteur, le territoire étudié par l'*ALF* comprendrait «plusieurs langues», alors que celui des atlas catalan ou roumain n'en comprendrait qu'une³. Lorsqu'on sait combien les délimitations des domaines dialectaux sont floues et relatives, on ne peut qu'exprimer des réserves devant cette présentation qui fausse l'image de la réalité en hypostasiant des unités géolinguistiques qui ne sont en fait que des principes de classement ou même de simples hypothèses de travail.

D'une façon plus générale, il nous paraît contestable – et ici nous mettons en cause la théorie même de M. Heger, et non seulement l'usage qu'en fait M. Wolf – d'employer le terme «langue» pour désigner les différents groupes dialectaux romans tels que le franco-provençal ou l'occitan, groupes fortement diversifiés tant dans leur phonétisme que dans leur lexique et leurs structures morphosyntaxiques. Il nous paraît encore plus contestable de compter les «langues» ainsi définies: si le domaine gallo-roman en compte trois et le domaine

² KLAUS HEGER, «Sprache» und «Dialekt» als linguistisches und soziolinguistisches Problem, *Folia linguistica* 3 (1969), 46–67, p. 60.

³ «Prinzipiell kann jedes Gebiet, in dem Menschen wohnen, in beliebiger Größe für einen Sprachatlas ausgewählt werden. Dabei hängt es von der Zielsetzung ab, ob das Gebiet mehrere Sprachen, eine Sprache oder nur einen Teil eines Sprachgebietes umfaßt. Ersteres trifft z.B. auf den «Atlas linguistique de la France» (ALF) zu, der daher u. a. auch Aussagen über die französisch-okzitanische Sprachgrenze erlaubt... Nur ein Sprachgebiet liegt z.B. dem «Atlas lingüistic de Catalunya» (ALC) oder dem «Atlasul lingüistic român» (ALR), dem rumänischen Sprachatlas, zugrunde». – Il semble bien, d'après ce texte, que l'auteur emploie «Sprache» et «Sprachgebiet» comme synonymes.

catalan une, combien y en a-t-il en Italie? Aussi bien M. Heger que M. Wolf se sont bien gardés de nous le dire. A notre sens, il vaudrait beaucoup mieux, du moins dans la situation européenne, se contenter de parler dans ce cas de groupes ou de domaines dialectaux et réserver «langue» aux codes standard qui se superposent aux dialectes. Quant à la notion de dialecte, il faudrait renoncer à vouloir en donner une définition passe-partout: ou bien elle sera si générale qu'elle ne signifiera plus grand-chose (par exemple: «variété géographique du langage») ou bien elle ne s'appliquera qu'à certaines situations précises et en exclura d'autres. On pourrait ainsi définir les dialectes gallo-romans comme variétés linguistiques régionales provenant directement et par une évolution continue de la fragmentation du latin parlé en Gaule; mais cette définition se bornerait à son objet précis et ne prétendrait pas à la généralité.

Restent quelques remarques sur la façon dont M. Wolf présente les rapports historiques entre les dialectes et le français. Il nous paraît dangereux de mettre en parallèle la *scripta* du Moyen Age et le français régional moderne: il s'agit de deux variétés linguistiques très différentes quant à leur constitution, leur fonction et leur date, et il n'est pas sûr que le lecteur débutant saisisse ces différences. – Ce que dit l'auteur à propos de l'engouement de certains écrivains français pour les dialectes à l'époque de la Renaissance pourrait faire penser à une véritable reviviscence des *scriptae* régionales: or on sait qu'il n'en est rien et que l'usage de ces mêmes écrivains – Ronsard, Montaigne et même Rabelais – se borne à emprunter aux dialectes quelques mots ou expressions. – La divergence entre le français écrit et le français parlé (mais quel français parlé?) tient moins à l'oubli de la doctrine de Vaugelas sur la priorité de «la parole qui se prononce» qu'à la coupure entre la norme académique, tributaire de celle de Vaugelas, et les tendances évolutives de la langue. – Enfin, il est toujours gênant de lire des citations de seconde main, même si elles sont correctes: Conon de Béthune d'après Caput (qui cite lui-même d'après Brunot), Ronsard d'après Camproux, Grégoire d'après Dauzat. Les publications originales, en l'occurrence, n'étaient pas difficiles à trouver.

En conclusion, un livre qui rend certainement des services aux étudiants allemands, mais qu'on aurait aimé à la fois plus approfondi et plus personnel.

Zygmunt Marzys



Les français régionaux. Colloque sur le français parlé dans les villages de vigneron organisé par la Faculté des Lettres et de Philosophie de l'Université de Dijon du 18 au 20 novembre 1976. Actes publiés par GÉRARD TAVERDET et GEORGES STRAKA, Paris (Klincksieck) 1977, 264 p. (*Actes et Colloques* 20).

Die vorliegenden Kongreßakten bestehen im wesentlichen aus einem Separatdruck der Seiten 7–242 der *Travaux de linguistique et de littérature* 15/1 (1977). Ihnen wurde einzig ein Vorwort von Gérard Taverdet und ein ausführlicher, sehr willkommener *Index de régionalismes* (p. 243–259) zugefügt. Auf diese Weise konnten die Kongreßakten ungewöhnlich rasch publiziert werden. Allerdings mußte auf die Wiedergabe der Diskussionen verzichtet werden. Es fehlen auch mehrere Beiträge, deren Text offenbar nicht mehr rechtzeitig eingereicht wurde¹.

¹ GEORGES STRAKA, p. 228, N 1, bestätigt dies nur für die Beiträge von JEAN-LOUIS FOSSAT und ERNEST SCHÜLE.

In einem vorzüglichen Einleitungsreferat stellt Gaston Tuaille (*Réflexions sur le français régional*, p. 7–29) die besonderen Schwierigkeiten dar, welche sich bei der Erforschung des Regionalfranzösischen ergeben. Dazu gehört zunächst das Problem seiner Abgrenzung gegenüber dem Standardfranzösischen, ein Problem, für das es wohl keine endgültige Lösung geben kann. Der Dialektologe hat es in dieser Hinsicht leichter. Aber auch sonst ist das Studium der Regionalsprachen schwieriger als diejenige der Dialekte: «... nous sommes assez loin de nos habitudes de dialectologues tranquilles et tranquillisés par les dix siècles d'implantation des dialectes romans qui ont fait de chaque trait linguistique une quasi constante dans chaque lieu» (p. 28/29).

So ist es beispielsweise von Belang, ob der Regionalismus in Konkurrenz zu einem schriftsprachlichen Wort steht oder nicht. Es gilt ebenfalls, sich über Verwendung und Vitalität des Regionalismus Rechenschaft abzulegen, sowie über die Frage, ob der Regionalismus als solcher dem Sprecher bewußt sei oder nicht. Besonders heikle Probleme stellen sich sodann bei der kartographischen Darstellung der Regionalismen, denn ihr Verbreitungsgebiet ist häufig nicht kohärent.

Mißt man nun freilich die folgenden Artikel an solchen Ansprüchen, so fürchte ich sehr, daß die meisten nicht eben gut abschneiden. Zu beachten ist dabei, daß die meisten Referenten von der Dialektologie her kommen. «La reconversion professionnelle caractérise notre époque», bemerkt dazu Tuaille wohl eher ironisch (p. 29). Ihr Interesse am Regionalfranzösischen dürfte nicht zuletzt davon herrühren, daß es in zahlreichen Gegenden Frankreichs bald keine Dialekte mehr geben wird. Soziolinguistische Fragestellungen scheinen den meisten noch völlig fremd zu sein. Eine Ausnahme macht immerhin Jean-Claude Potte (*Le français de Glaine-Montaigut [Puy-de-Dôme]: Connaissance du milieu et approche phonétique*, p. 191–198). Im ersten Teil seines Artikels befaßt sich Potte mit dem soziologischen und linguistischen Profil der Gemeinde Glaine-Montaigut, in welcher noch 70% der erwachsenen Einwohner den okzitanischen Dialekt sprechen.

Der zweite Teil befaßt sich mit der Entwicklung zweier phonetischer Regionalismen, die sich auf dem Rückzug befinden: der apikalen Aussprache von /r/ und der Realisation des «l mouillé» als /ʎ/. Die Untersuchung bei 26 Auskunftspersonen, einem Zehntel der erwachsenen Bevölkerung, zeigt, daß es sich bei beiden Veränderungen ausschließlich um ein Altersproblem handelt. Dabei fällt allerdings folgender Unterschied zwischen beiden Entwicklungen auf. Während im Fall von /r/ die Wahl immer eindeutig auf die apikale oder auf die uvulare Aussprache von /r/ fällt, verwendet die ältere und mittlere Generation nebeneinander Wörter auf /y/ und solche auf /ʎ/. Die Erklärung dieses Unterschieds scheint mir auf der Hand zu liegen: im ersten Fall handelt es sich um eine rein phonetische Opposition, im zweiten Fall dagegen um eine phonologische, da /y/ noch aus andern Quellen herrühren kann.

Die grundlegende Erkenntnis dieses Artikels ist jedoch diejenige, daß sich das Regionalfranzösische zugleich mit den Dialekten auf dem Rückzug befindet. Zu dieser Erkenntnis kommen auch Jean-Baptiste Martin (*Etude du vocabulaire de la viticulture et de la vinification employé à Roisey [Loire]*, p. 151–159), der allerdings nur mit fünf Auskunftspersonen arbeitet, sowie Gilbert Salmon (*Que reste-t-il du lexique régional de la vigne recueilli jadis en Lyonnais par Puitspelu?*, p. 161–190).

In den letzten beiden Fällen handelt es sich um lexikalische Studien, wobei ohnehin in diesen Akten die lexikalischen Studien bei weitem überwiegen. Als Musterbeispiel einer wohlfundierten Untersuchung darf dabei diejenige von Marie-Rose Simoni-Aurembou (*Le français régional dans la vallée de la Cisse*, p. 71–85) gelten. Anhand einiger ausgewählter Ausdrücke, deren Verwendung und Herkunft ausführlich belegt werden, zeigt sie vier Charakteristika des regionalfranzösischen Wortschatzes auf: 1) die Bewahrung alter Dialektwörter dort, wo der Dialekt schon ausgestorben ist, 2) die Anpassung des hochsprachlichen

Wortschatzes an die lokalen Gegebenheiten, 3) die Bindung der Wörter an die lokalen Gegebenheiten und 4) den Hang zur Expressivität.

Demgegenüber bieten leider allzuvielen dieser lexikalischen Studien kaum viel mehr als eine Aufreihung von Rebbauvokabeln. Mehrere Autoren versuchen immerhin der drohenden Monotonie durch den Rückgriff auf folkloristische Details zu entgehen. In dieser Hinsicht ist René Lepelley (*Le vocabulaire de l'eau-de-vie de cidre ou calvados dans le français régional de Normandie*, p. 89–96) sogar ein kleines Meisterwerk gelungen. Sein Artikel schließt zudem mit einem kurzen Text in der Fachsprache der «bouilleurs», der zu den grotesksten Mißverständnissen Anlaß geben kann, weil diese Fachsprache oft gemeinsprachliche Wörter metaphorisch verwendet.

Besonders informativ erscheinen mir im weiteren jene Artikel, die sich mit der Sprachsituation in einem bestimmten Gebiet beschäftigen. So befaßt sich Gérard Taverdet mit der «Côte bourguignonne» (p. 35–42), Patrice Brasseur mit den «îles anglo-normandes» (p. 97–103) und Henri Guiter mit Perpignan (p. 209–213). Neben Taverdet und Guiter ist im übrigen Colette Dondaine die einzige, welche sich in ihrem Beitrag über Authoison (Haute-Saône) sogar verhältnismäßig ausführlich mit der Regionalsyntax beschäftigt (p. 52–56).

Zwei größere Projekte werden angezeigt. Alain Nouvel (*Le français parlé en Rouergue*, p. 199–201) kündigt ein Wörterbuch der Okzitanismen im Regionalfranzösischen des Rouergue an, für das er ein umfangreiches Belegmaterial gesammelt hat. Henriette Walter (*Enquête phonologique sur les variétés régionales du français*, p. 31–34) arbeitet an einem Projekt, das sich mit den phonologischen Varietäten in der gesamten Frankophonie befassen soll. Sie hat unterdessen bereits an anderer Stelle erste Ergebnisse davon publiziert².

In einem andern Zusammenhang gehört eigentlich der Artikel von Christian Schmitt (*La grammaire française des XVI^e et XVII^e siècles et les langues régionales*, p. 215–225), in dem dieser die Dialektfeindlichkeit vieler Grammatiker des 16. Jahrhundert nachdrücklich zu belegen vermag, nach meinem Dafürhalten jedoch die Kontinuität der Sprachauffassung vom 16. zum puristischen 17. Jahrhundert übertreibt. So stimmt es zwar, daß das Französische im 16. Jahrhundert nicht übermäßig viele Dialektalismen übernommen hat, dafür aber sehr viele Okzitanismen³.

In einem letzten Text zieht Georges Straka die Bilanz des Kolloquiums (p. 227–242) und preist dabei die besondere Befähigung der Dialektologen zur Erforschung des Regionalfranzösischen: «C'est sur l'équipe des Atlas linguistiques qu'il faut compter, et que nous pouvons compter, pour mener à bien, maintenant que sa tâche dialectologique touche à sa fin, cette nouvelle et grande entreprise nationale d'exploration des parlers de France» (p. 242). Ich vermag diesen Optimismus leider nicht ganz zu teilen. Mir scheint vielmehr, daß nur zu viele der insgesamt zwanzig Beiträge jene Befürchtung Gaston Tuailons rechtfertigen,⁴ die man gleich zu Beginn des Bandes lesen kann: «... une fois encore, nous risquons d'être entièrement mobilisés par la cueillette sur le terrain et d'être ainsi moins disponibles pour l'effort d'analyse» (p. 7/8)⁴.

Jakob Wüest

² HENRIETTE WALTER, *La phonologie du français*, Paris 1977, p. 124–148.

³ Cf. vor allem KARL GEBHARDT, *Das okzitanische Lehngut im Französischen*, Bern/Frankfurt a. M. 1974 (*Heidelberger Beiträge zur Romanistik* 3).

⁴ Von einer nicht geringen Theoriefeindlichkeit zeugt auch der Angriff, den STRAKA, p. 232 s., gegen die Phonologie im allgemeinen und gegen ANDRÉ MARTINET und HENRIETTE WALTER im besondern vorträgt, wobei er den Forschungen der Letztgenannten die normativen Arbeiten der traditionellen Orthoëpik vorzieht!

MARTINE THIRY-STASSIN et MADELEINE TYSSENS, *Narcisse, conte ovidien du XII^e siècle. Edition critique*, Paris (Les Belles Lettres) 1976, 177 p. (*Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et lettres de l'université de Liège 211*).

On pourrait s'étonner que cette édition paraisse à peine douze ans après celle que procurèrent en 1964 chez le même éditeur (sous le couvert des Publications de la faculté des lettres de Strasbourg) M. Pelan et N. Spence. Cette apparente concurrence est le fruit à la fois des circonstances et d'une divergence méthodologique. Les auteurs s'en expliquent expressément, non sans quelque passion. En 1958, une étudiante de Liège, Mlle Schurgers, avait préparé un glossaire complet du *Narcisse* sur la base de l'édition Hilka de 1929. Les difficultés rencontrées au cours de ce travail l'amènèrent à se reporter, sous la direction de M^{me} Tyssens, aux manuscrits, et à constater le caractère arbitraire de la reconstitution opérée par Hilka; d'où une étude de la tradition manuscrite, et un projet d'édition critique ... projet que la parution de l'édition Pelan-Spence parut un moment réduire à néant. L'examen attentif de Pelan-Spence toutefois révélait de telles différences de principes que la place restait libre ... M^{me} Tyssens trouva en M. Stassin la collaboratrice qui lui permit de mener à bien l'entreprise.

Pelan-Spence, ayant identifié C (B.N. fr. 2168; 2^e moitié du XIII^e s.) comme le meilleur manuscrit, le reproduisent fidèlement, et fournissent en apparat la quasi totalité des variantes des trois autres. A cette édition de type bédierien, M^{mes} Thiry-Stassin et Tyssens en opposent une *critique* au sens lachmanien: elles retiennent C comme manuscrit de base, mais elles le corrigent assez abondamment (il n'y a pas une des 37 pages du texte qui ne contienne une ou plusieurs corrections) par substitution de versions de A, B ou D, voire par reconstitution hypothétique. Une double mesure palliée à ce que ce procédé peut avoir, aujourd'hui, de tant soit peu inquiétant: toutes les modifications apportées au texte de C sont imprimées en italiques; et les leçons rejetées de C sont rassemblées dans la première page de l'apparat critique, en bas de page.

Le *Narcisse*, récit d'un millier d'octosyllabes, primé dans la seconde moitié du XII^e s., se range dans la série bien connue et souvent citée des *ovidiana*, fondés sur les *Métamorphoses* (dans le cas particulier, III, v. 338–510), et dont les procédés narratifs et le mode d'ornementation caractérisent un moment de la conscience poétique du moyen âge, moment auquel est dû sans doute par ailleurs l'*Eneas*, et auquel on ne saurait douter que participa Chrétien de Troyes au début de sa carrière. Regain de faveur pour l'Antiquité dans ses formes les plus baroques, et épanouissement soudain d'une rhétorique rajeunie, conquérante, à laquelle le champ immense des langues vernaculaires se trouve tout à coup, sur l'initiative de quelques écrivains novateurs, grand ouvert. Parmi tous les récits ovidiens passés dans la culture commune des clercs et des poètes lettrés, on sait quelle fut la fortune de l'histoire de Narcisse; et l'on pourrait se demander si, de la chanson de Bernard de Ventadour jusqu'au *Roman de la Rose*, un message n'est pas dissimulé dans l'anecdote; si la fascination que semble avoir éprouvé le moyen âge pour le phénomène du miroir ne valorisait pas le mythe narcissien au point d'en faire, en milieu cultivé, une sorte de fantasme collectif.

Paul Zumthor



CHRÉTIEN DE TROYES, *Le Conte du Graal (Perceval)*. Anthologie thématique, présentation, traduction et commentaire par J. RIBARD, Paris (Hatier) 1976, 96 p.

Ce petit ouvrage se propose de dégager, sous forme d'anthologie, la thématique profonde d'une des œuvres les plus célèbres et les plus mystérieuses aussi de la littérature française

du Moyen Age. En deux pages, J. Ribard replace le *Conte del Graal* dans son contexte et le situe dans la production littéraire du romancier champenois; suit une analyse de l'œuvre (p. 7–11). Cette plaquette, dédiée à la mémoire de Jean Frappier, se divise en deux parties: la première vise à faire ressortir la dynamique fondamentale du roman qui se présente comme un itinéraire, éducatif ou initiatique, que parcourt le héros, le célèbre Perceval, lancé dans une triple quête: la chevalerie, l'amour et la sainteté. La seconde partie s'attache à étudier la thématique de l'œuvre, dans sa double coloration, à la fois mythique et mystique: les thèmes imbriqués de la fécondation et de la stérilité, de la parole et du silence. A titre d'illustration, J. Ribard donne quelques spécimens du texte original en ancien français (p. 15–20 et 52–58; éd. F. Lecoy et W. Roach). La traduction en français moderne est due aux soins de l'auteur. Ce petit livre offre une approche accessible à un public plus large que le public universitaire, grâce surtout aux extraits de l'œuvre traduits en français moderne, il sera utile aux collégiens et aux lycéens. L'ouvrage est complété par une bibliographie très sommaire (p. 91–92) et par un index thématique (p. 93).

Marie-Claire Gérard-Zai



LENORA D. WOLFGANG, *Bliocadran. A prologue to the Perceval of Chrétien de Troyes. Edition and critical study*, Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1976, 137 p. (*Beih. ZRPh.* 150).

Thèse de l'université de Pennsylvanie, menée sous la direction de W. Roach, cet ouvrage trouve sa place naturelle dans le vaste ensemble auquel le Maître américain consacre ses efforts et sa perspicacité d'éditeur depuis tant d'années. Le *Bliocadran* doit en effet (tel est le point de vue de L. Wolfgang – celui aussi de W. Roach) être considéré comme une partie, parmi les autres, du corpus de continuations, élucidations, pseudo-prologues qu'engendra, dans les trente années suivant la mort de Chrétien de Troyes, l'état d'inachèvement de son *Conte du Graal*. Cet inachèvement posait un problème aux contemporains, non seulement en tant que tel, mais par voie de conséquence en ce qu'il obscurcissait, à sa source même, le sens de l'œuvre et rendait, ou semblait rendre incompréhensible, l'intention de l'auteur, c'est-à-dire la finalité propre du texte. L'incertitude, sinon le désarroi, des lecteurs et des confrères de Chrétien se manifeste en ceci d'une façon remarquable, puisque l'on ne se contenta pas de prolonger la narration bien au-delà du vers où «La mort l'adevança», mais l'on remonta, pour ainsi dire, à deux reprises en amont du vers 1. En ce sens, le *Bliocadran* et l'*Elucidation* constituent des pièces maîtresses du dossier: Hilka ne s'y était pas trompé (même si sa perspective différait de celle-ci) en introduisant, aux p. 415–454 de sa grande édition de 1932, ce double document.

Conservé, comme on sait, dans deux manuscrits du XIII^e s. et, en forme dérimée, dans l'imprimé de 1530, le *Bliocadran* avait été publié antérieurement par Potvin en 1863, selon la version de P. Hilka, lui, suivit L, qu'il corrigea, selon L.W., abusivement, son texte de toute manière ne fournissant pas l'édition critique dont l'on avait besoin. C'est cette édition que procure L.W. D'emblée elle écarte le préjugé implicite qui semble avoir guidé jusqu'ici ceux qui se penchèrent sur ce «prologue»: l'idée qu'il s'agit là d'un appendice dépourvu d'intérêt en lui-même, d'un document brut, utile à verser au dossier mais dont seul l'aspect informatif importe. L.W. «prend au sérieux» le texte qu'elle publie.

L'auteur du *Bliocadran* poursuit manifestement un but double: d'une part, il «situe» le père de Perceval; de l'autre, il tente de rationaliser ce qu'a d'abrupt le début de Chrétien. En d'autres termes, il projette l'aventure de Perceval dans le temps, en lui donnant une origine;

et sur le plan rhétorique, il restaure un temps narratif dans les premières pages quasi-utopiques du roman, l'enfance du bon sauvage, et l'échec du rêve maternel. En cela, l'auteur du *Bl.* donnait au *Conte du Graal* une introduction comparable à celle des quatre autres romans de Chrétien, réintérait cet étrange ouvrage dans ce qui pouvait apparaître au public des cours comme la «manière» de ce romancier à la mode ... Dans une certaine mesure L.W. répond ainsi au vœu exprimé il y a vingt ans déjà par A.W. Thompson, l'éditeur de *l'Elucidation* (v. L.W., p. 7).

L.W. donne la liste, autant qu'il me semble exhaustive, des études déjà consacrées au *Bl.*: études de caractère philologique, centrées sur les contradictions, apparentes ou réelles, entre ce pseudo-prologue et le texte du *Conte*, l'apparence et la réalité étant ici à tel point entremêlées qu'aucune conclusion nette n'a jamais pu être dégagée de ces recherches ... sinon une sorte de communis opinio très défavorable au *Bl.*, dont l'auteur, incapable de percevoir l'originalité de Chrétien, aurait, en lui ajoutant ces 800 vers initiaux, dénaturé et avili l'ouvrage.

Il faut donc modifier la perspective. L.W. le fait adroitement, moins en bouleversant les données du problème qu'en en reprenant l'examen dans une autre lumière et avec un préjugé, cette fois, positif; l'opposition deviendra multiple (le *Bl.* sera comparé avec les divers membres du corpus) et elle aura pour fin de valoriser chacun des éléments en cause, en en définissant les propriétés comme telles. Ces problèmes sont au nombre de sept, d'importance assez inégale:

- la question de l'auteur et de son rapport avec Chrétien;
- les sources respectives du *Bl.* et du *Conte*;
- la relation du *Bl.* avec les autres romans donnant des «enfances Perceval»;
- la relation particulière du *Bl.* avec ses possibles sources celtiques;
- les rapports particuliers existant entre le *Bl.* et le *Didot-Perceval* d'une part, le *Perlesvaus* de l'autre;
- le rapport *Bl./Wolfram*;
- la question des noms divers du père de Perceval, et le mystère de la généalogie du héros.

Ces problèmes sont ré-énoncés aux p. 8–15 de l'introduction. L.W. voit se constituer, au cours de trente ou quarante années, un réseau de récits intentionnellement apparentés et réinterprétant, à la manière d'une glose incessamment reprise et réassimilée (selon un modèle scolastique), un donné (le *Conte*) équivoque, cette équivocité étant perçue principalement au niveau de l'origine du héros (alors que, pour d'autres auteurs du XIII^e s., elle le sera au niveau de la signification et de la destinée du Graal). Le *Bl.* forme la pièce centrale de ce réseau: articulé sur le *Conte*, il sert de point d'appui au *Perlesvaus* et à Wolfram, indépendamment l'un de l'autre. Quant à l'articulation initiale *Bl./Conte*, L.W. la met en valeur au rebours de ce que pratiquèrent les commentateurs précédents: elle pose, à raison selon moi, que les facteurs de ressemblance et de cohérence sont plus significatifs que les différences (lesquelles ne sont perceptibles qu'au niveau d'un examen de détail). Ce rapprochement permet de cerner quelque chose comme l'intention de l'auteur (peut-être maladroit, mais c'est là une autre question) du *Bl.*: le début original du *Conte* avait, rhétoriquement, et par rapport à la pratique entrée dans les mœurs littéraires vers 1180, quelque chose de provocateur; le *Bl.* gomme la provocation; sans modifier la *fable* elle-même, il corrige, si peu que ce soit, la *narration* de manière à la ramener, pour ainsi dire, dans le lit de l'histoire. En ce sens, le *Bl.* a donné, honnêtement, en vertu de critères correspondant apparemment à l'attente du public courtois aux alentours de 1200, un «bon» début à ce *Conte* par ailleurs hautement estimé, comme le prouvent la tradition manuscrite et son incontestable rayonnement. D'un point de vue très particulier, celui du lecteur de la génération postérieure à celle de Chrétien

(L.W. admet pour date du *Bl.* environ 1212), l'addition au *Conte* de ce prologue postiche constituait une amélioration. Le *Bl.* marque ainsi une étape du plus haut intérêt dans le mouvement qui, en moins d'un demi-siècle, a fait passer l'art narratif romanesque du type représenté par l'*Erec* et le *Cligès* de Chrétien au type de la *Queste del saint Graal* et du *Tristan* en prose.

Restent, c'est indiscutable, les menues contradictions de détail. Mais L.W. soutient avec force, et là encore je ne puis que lui donner raison, que notre perception moderne d'un récit de quelque longueur diffère beaucoup de celle qu'en avait le lecteur (ou plutôt – car c'est là, me semble-t-il, le facteur principal de cette différence – l'auditeur) médiéval. L'attention de celui-ci se tournait vers la richesse, le pittoresque, la variété du détail, beaucoup plus que vers la précision du trait et la cohérence réciproque des parties. Les éléments spatiaux jouent dans notre lecture un rôle certainement bien plus grand que dans la «lecture» médiévale, livrée le plus souvent à la seule durée. Si l'on tient compte de ce phénomène, en le replaçant dans l'histoire de la réception du texte, on peut dire que l'auteur du *Bl.* a permis la survie du *Conte du Graal*. Sans s'exprimer aussi nettement que je le fais ici, L. W. a du moins le très grand mérite d'avoir, la première, considéré le *Bl.* pour ce qu'il est : une œuvre littéraire.

Paul Zumthor



Le roman de Mahomet de Alexandre du Pont (1258), édition critique par YVAN G. LEPAGE, avec le texte des «*Otia de Machomete*» de Gautier de Compiègne établi par R. B. C. HUYGENS, Paris (Klincksieck) 1977, 258 p.

L'ouvrage d'Alexandre du Pont, écrit à Laon en 1258, est le plus ancien texte français connu traitant du Prophète de l'Islam. Edité une première fois dès 1831, par Francisque Michel, il le fut une seconde par B. Ziolesky en 1887, mais reste cependant assez négligé par les médiévistes. Y. Lepage met à la disposition des chercheurs un texte lisible, très à propos juxtaposé aux 545 distiques latins de Gautier de Compiègne, une bibliographie étendue, et une présentation clairement résumée de ce que fut la «légende de Mahomet» dans le moyen âge occidental, présentation qui (vu la rareté des travaux en cette matière) puise largement dans l'unique et indispensable étude de A. d'Ancona, *La leggenda di Mahometto in Occidente*, parue à deux reprises (en 1889 puis 1912) dans le *Giornale storico*, puis dans les *Studi di critica e storia letteraria*.

Alexandre du Pont déclare (v. 32–38) avoir «pris la matière» de son ouvrage dans un traité composé par un moine Gautier, d'une abbaye de Sens, lequel ne peut être que Gautier de Compiègne, auteur (vers 1140–50) d'*Otia de Machometo*, eux-mêmes inspirés par une *Vita Mahumeti* attribuée à Embricon de Mayence (XI^e s. ?), qui serait, en latin, à l'origine de tout ce qui s'écrivit ultérieurement sur Mahomet. D'où l'utilité de publier en regard le texte d'Alexandre et sa source avouée; R. B. C. Huygens avait publié cette dernière en 1956 dans *Sacris erudiri* (VIII, 2) sur la base de deux manuscrits. Il a repris, à l'intention du présent ouvrage, son édition avec l'aide d'un troisième manuscrit, récemment découvert (cf. p. 92).

La méconnaissance de la vraie nature de l'Islam et de la personnalité de son fondateur est totale au moyen âge, en dehors de quelques tentatives comme celle de Pierre le Vénérable (la traduction du Coran, qu'il commanda, parut en 1143), tentatives isolées et impuissantes à éliminer l'épaisse couche de préjugés déposée sur les esprits, en chrétienté, par un mélange d'intolérance et de folklore délirant. Néanmoins, les ouvrages occidentaux touchant en quelque manière à l'Islam sont moins polémiques que les ouvrages byzantins (Byzance était

directement menacée par les émirs musulmans; l'Occident ne le fut jamais vraiment); ils accusent plus volontiers le côté fantastique, irrationnel, merveilleux (même si on l'interprète comme un merveilleux à l'envers, une ruse du Maufez): l'exemple le plus illustre de cette tendance est sans doute l'*Eschiele Mahomet*, dont on sait (s'il faut en croire E. Cerulli) l'impact qu'elle eut sur l'imagination de la fin du XIII^e s. Bien avant, Pierre Alphonse ou Guibert de Nogent avaient fantasmé sur la figure du Prophète; et la comparaison entre Gautier de Compiègne et Alexandre montre avec quelle complaisance ce dernier enfle les éléments pittoresques fournis par son modèle.

Y. Lepage concentre les 35 pages qu'il consacre à «quelques aspects de la légende de Mahomet» aux traits ou anecdotes les plus pertinents au texte qu'il édite: la tradition (issue d'une interprétation malveillante de la *Sūrat Rasūl Allāh* d'Ibn Hicham) (vers 800) d'un précepteur chrétien de Mahomet, tradition dont Lepage retrace les principales étapes; – les anecdotes d'origine apparemment folklorique concernant le mariage avec Khadidja, les crises d'épilepsie du Prophète, les interventions de l'ange Gabriel, et le tombeau volant de Mahomet.

Le texte d'Alexandre (1997 octosyllabes) ne nous est parvenu que dans un seul manuscrit, B. N. fr. 1553, aux fo. 367–379; il y voisine avec le *Roman de Troie* (fo. 2–161), le *Roman de la Violette* (fo. 288–325), des textes hagiographiques, des lais, des fabliaux ... Le manuscrit ne semble pas avoir posé de problèmes particuliers à son éditeur, qui s'étend plutôt (après une brève étude, très conventionnelle, de la langue) sur la nature de la «traduction», plutôt de la libre adaptation de son modèle latin par Alexandre. Les procédés de transposition employés par celui-ci ne diffèrent guère de la pratique habituelle dans la seconde moitié du XIII^e s.; et l'on peut, de ce point de vue, rapprocher Alexandre du Pont de Jean de Meung.

L'utilisateur de ce livre y trouvera les divers appendices habituels (notes historiques, lexicque, étude de la versification, etc.). L'apparat critique fournit, outre les leçons rejetées comme fautives, les principales lectures divergentes des deux éditeurs précédents.

Paul Zumthor



GIAN BATTISTA SPERONI, *La poissance d'Amours dello pseudo-Richard de Fournival, edizione critica*, Firenze (La nuova Italia) 1975, 130 p. (*Pubblicazioni della facoltà di lettere e filosofia dell'università di Pavia*, 21).

L'œuvre de Richard de Fournival, relativement abondante, a toujours posé d'assez difficiles problèmes d'attribution. L'ensemble le plus cohérent qui se laisse définir au sein de la grande diversité des ouvrages attribués, avec ou sans raison, à Richard, est sans doute celui des allégories amoureuses: on en connaît bien, surtout depuis la belle édition Segre de 1957, la pièce maîtresse, le *Bestiaire d'amours* (dont nous avons, en plus de ce texte en prose, une version en vers ainsi que plusieurs traductions, en allemand, en flamand, en occitan, en italien...); divers manuscrits conservés dans des bibliothèques françaises nous ont transmis un *Commens d'amours* (publié en 1972 par A. Saly dans les *Travaux de linguistique et de littérature* 10/2) et un *Consaus d'amours* (édité par Speroni dans *Medioevo romanzo* 1/2, 1974). En revanche, *La poissance d'amours*, que le président Fauchet déjà attribuait à Richard, semble bien devoir lui être retirée. Voir à ce sujet le *GRLMA* VI/2, 3236, 3240, 3244 et 4236. Speroni lui-même a fourni, en tête de son édition du *Consaus*, les raisons militent en faveur de la non-attribution de la *Poissance* à Richard.

Celle-ci nous a été conservée par trois manuscrits (dont deux la juxtaposent au *Bestiaire*): Speroni les utilise tous trois, en vertu d'une comparaison établie p. 13–18 et d'où résulte qu'ils appartiennent à deux familles: le représentant de la plus ancienne (A) lui sert de manuscrit de base; un copieux apparat critique fournit les leçons de H et N, tandis qu'un double tableau final met en relief les variantes d'intérêt linguistique proprement dit.

Texte assez bref (50 pages, de 20 lignes en moyenne, chez Speroni), la *Poissance*, que l'on peut dater du milieu du XIII^e s. (avant 1260?), est un traité en prose, en forme de dialogue entre un Maître et son élève (*biaus dous fieus*). Le caractère scolastique de l'argumentation (références à la physique, etc.) me paraît ranger l'ouvrage dans la classe vaste, mais (par excès de sérieux philologique!) imparfaitement mise en valeur, des textes mi-parodiques mi-ironiques dont le XIII^e s. paraît avoir été exceptionnellement riche. A s'en tenir à la surface du texte, le Maître ne parle que pour qui apporte à son discours «l'entendement de son cuer» (par quoi il me semble comprendre une invitation à l'interprétation allégorique); cet auditeur idéal peut être aussi bien un clerc qu'un laïc (il s'agit donc d'une doctrine transcendant les conditions de l'existence); s'appuyant sur «droite proeve de nature ferme et veritaule dite de bouche de philosophe esprouvé de vérité» (par quoi je me demande si les termes de *philosophe* et de *bouche* ne font pas, métaphoriquement au moins, référence à la tradition alchimique), l'auteur anonyme établit d'une part les raisons et moyens par lesquels une femme est forcée à aimer, de l'autre les moyens par lesquels l'homme peut chercher à obtenir l'amour ... Je ne voudrais pas suggérer de façon trop nette que ce mince texte demanderait une lecture peut-être figurale. Mais la question, me semble-t-il, mérite d'être au moins fugitivement posée, s'agissant de l'un des innombrables représentants de cette longue et (quoi qu'on en dise) savoureuse tradition des allégories amoureuses: immense discours, opiniâtement tenu par dix générations successives, affirmation globale de «réalisme», c'est-à-dire de la croyance au poids concret et à la toute-puissance des mots.

Brève description de l'usage linguistique du manuscrit de base, esquisse d'une description semblable des deux autres. – Lexique d'environ 500 mots, regroupant les termes rares et ceux qui appartiennent au langage de la didactique amoureuse; pour chacun d'eux, contexte, références et traduction italienne.

Paul Zumthor



Le Jeu d'Amour: Jeu d'aventure du moyen âge, édité avec introduction, notes et glossaire par ERIK V. KRAEMER, Helsinki (Societas Scientiarum Fennica) 1975, 66 p. (*Commentationes Humanarum Litterarum*, 54).

Petit poème de 1062 octosyllabes à rime plate, conservé dans un manuscrit de la bibliothèque publique d'Etat à Leningrad (où il se trouve depuis 1800) et qui a été décrit à deux reprises, mais non édité, au XIX^e s.

Sur le manuscrit, le texte est disposé, en groupes de quatre (165 fois) ou six (67 fois) vers, dans 232 médaillons circulaires, dont chacun est surmonté du dessin de trois (208 fois) ou deux (24 fois) dés à jouer indiquant un nombre de, respectivement, trois ou deux chiffres, marqués à l'encre rouge. Chaque page présente huit médaillons, en trois colonnes de respectivement trois, deux et trois unités. E. v. Kraemer imprime des sizains et quatrains à la suite les uns des autres, selon la convention, dans l'ordre des colonnes, de haut en bas et de gauche à droite. Un léger effort d'imagination est ainsi nécessaire pour rétablir, à la lecture, la disposition originale du texte. Il est vrai, si l'on en croit l'éditeur (qui ne semble pas nourrir pour

ce «poème» une admiration excessive!), que l'ordre offert par le manuscrit n'est pas significatif en lui-même. Je me permets, quant à moi, d'en douter, et je me demande si la clé de ces vers, à premier examen très futiles, ne réside pas dans une composition numérique assez complexe: des combinaisons sautent aux yeux, dont on ne saurait dire a priori qu'elles sont fortuites (le total des vers, calculé par sizains et quatrains, est un multiple de 6 et d'un impair; calculé d'un bout à l'autre du poème, c'est un multiple de 9; en revanche, les microstructures – syllabisme du vers, étendue des groupes, constitution de la page – sont dominées par le pair: 4,6,8. Enfin, un examen attentif des nombres fournis par les dés les feraient sans doute paraître moins aléatoires que ne le suppose v. Kraemer ...).

Selon la réponse vers laquelle aiguillerait un tel examen, peut-être faudrait-il proposer une lecture allégorique globale de ce qui, littéralement, apparaît comme un divertissement typique, le «jeu de fortune» ou «de bonne aventure». Celui-ci, selon certaines allusions que v. Kraemer découvre dans le texte, pourrait avoir été proposé à l'occasion de festivités du Nouvel An. Les joueurs à tour de rôle jettent leurs dés: les chiffres ainsi donnés sont lus, soit comme combinaison d'unités détachées, soit comme somme; de toute manière, le ou les nombres obtenus sont interprétés comme des signes heureux ou malheureux relativement à la situation amoureuse des participants. Quel facteur fait de tel nombre un augure heureux ou malheureux? Aucune règle nette ne semble se détacher de la simple comparaison (seul l'ensemble 3-3-3 est toujours favorable); sans doute faudrait-il faire intervenir une considération de l'ensemble, ainsi que de la succession temporelle de ses unités. Généralement, deux pronostics se suivent dans chaque médaillon: l'un pour les hommes, l'autre pour les femmes. Le contenu est souvent assez leste, mais guère plus que, d'une façon générale, la galanterie aux couleurs de *fine amour*, typique de la fin du Moyen Age.

La langue est un franco-picard courant de la fin du XIII^e ou du début du XIV^e siècle.

Paul Zumthor



PETER F. DEMBOWSKI, *La Vie de Sainte Marie l'Egyptienne, versions en ancien et moyen français*, Genève (Droz) 1977, 297 p. (PRF 144).

Le savant médiéviste de Chicago nous donne, dans cette édition, un ouvrage dont l'importance exemplaire me paraît déborder de beaucoup le champ de l'hagiographie et du folklore médiéval chrétien. C'est là, dans un domaine privilégié par l'abondance des témoins, le type même de l'étude qui peut permettre de donner son plein sens (avec toutes les nuances nécessaires) à ce que j'ai appelé la *mouvance* foncière des textes médiévaux. Bien d'autres secteurs du corps médiéval se prêteraient à une telle opération: en fait, et en ce qui concerne les textes de langue française, le livre de Dembowski est à peu près seul de son espèce. Les deux volumes publiés il y a dix-huit ans par Rychner sur les fabliaux illustraient lumineusement le même phénomène; mais la nature des faits présentés n'était pas tout à fait la même. Ici, nous avons dix versions différentes, en treize rédactions, étalées sur plus de deux siècles, d'un même récit dont il est assuré qu'il eut durant cette longue période deux modes d'existence simultanés, l'un dans la tradition écrite, l'autre dans la tradition orale.

On connaît l'immense popularité dont jouit la légende de Marie l'Egyptienne: aux versions publiées par Dembowski, il faut ajouter, en français, le poème de Rutebeuf, un passage de *Renart le Contrefait*, et des versions (souvent multiples) en allemand, anglais (trois poèmes d'époques différentes, le plus ancien du IX^e s.), en néerlandais, en norrois, en italien, espagnol,

portugais et, du côté byzantin (d'où provenait la tradition), au-delà du grec, en arménien, géorgien, syriaque, turc ... et il ne fait pas de doute que bien des textes sont perdus (il y en eut un probablement en provençal). L'ensemble des versions françaises occupe une place décisive dans cette histoire, car ces versions ont à plusieurs reprises servi de base aux autres versions occidentales. Or, à part le poème de Rutebeuf (Faral-Bastin, II, p. 9–59), ces versions sont restées inédites ou ont été publiées de façon insatisfaisante et de toute manière demeurent difficilement accessibles. On mesure ainsi, d'une autre manière, l'intérêt du livre que voici.

Dembowski fait, en des pages très denses, une histoire de la tradition avant son introduction en langue française: de l'original grec de Sophronios (début du VII^e s.) à la version latine de Paul Diacre (IX^e) et aux deux autres versions latines, auxquelles s'ajoutent diverses œuvres poétiques des X^e et XI^e s. (de Flodoard, de Hildebert de Lavardin) et les récits insérés dans plusieurs collections de type encyclopédique comme le *Speculum historiale* de Vincent de Beauvais, qui fut peut-être la source du chapitre de la *Legenda aurea* ... Sur cet arbre aux rameaux multiples est entée la tradition française, dont Dembowski étudie les représentants, d'une part dans leur ensemble (p. 16–24 de l'introduction), puis un à un en tête de chacun des treize textes qu'il édite. Soit, dans l'ordre:

Version T: 1532 octosyllabes, auteur inconnu du dernier quart du XII^e s.; six manuscrits et deux fragments; paraît avoir servi de source à plusieurs autres versions en vulgaire, mais sa propre source latine n'est pas aisément identifiable;

Version X: mise en prose abrégée de T, destinée à faire partie d'un légendier; sept manuscrits; début XIII^e s.;

Version V: jusqu'ici inédite; prose du XV^e s., article de légendier fondé sur X et, par delà, T;

Version W: c'est l'un des *Miracles de Notre-Dame* d'Adgar (fin XII^e s.), bref récit de 140 octosyllabes;

Version N: autre «miracle de Notre-Dame», figurant dans une collection anglo-normande composée vers 1230–50; 407 octosyllabes; un seul manuscrit; source latine, avec peut-être utilisation de T;

Version O: traduction d'une version latine de Sophronios; la plus répandue apparemment des versions françaises (huit manuscrits); vers 1250; inédit jusqu'ici (à l'exception de quelques extraits);

Rédaction O¹ de O: abrégé de O; deux manuscrits;

Version Z: de même famille que O, remontant à un Sophronios latin; vers 1250; inédite jusqu'ici;

Version U: inédite; prose de la seconde moitié du XIII^e s.; source mal déterminable;

Version Y: abrégé de U, milieu du XV^e s.

Les trois rédactions de version L: il s'agit de trois traductions, des XIII^e et XIV^e s., du chapitre de la *Legenda aurea*, les plus soignées et les plus anciennes des six traductions connues de ce texte, choisies par Dembowski comme représentants de l'ensemble.

Du point de vue narratif, ces nombreuses versions et rédactions se rangent en deux «catégories de récit» (cf. p. 21–24): dans l'une, l'intérêt est centré sur le personnage de Marie; dans l'autre, sur celui du moine Zosime. Le poème de Rutebeuf, certainement fondé sur T, appartient, avec celui-ci et les versions X, V, W et N, à la première catégorie.

Paul Zumthor



JEAN FROISSART, *Ballades et Rondeaux*. Edition avec introduction, notes et glossaire par RAE S. BAUDOUIN, Genève (Droz) 1978, LXV + 178 p. (TLF 252).

La première (et dernière) édition complète des poésies de Jean Froissart remonte aux années 1870–1872 et elle est due aux soins d'Auguste Scheler. En un temps où la littérature du XIV^e siècle jouit d'un renouveau d'intérêt, l'auteur a trouvé opportun d'entreprendre une réédition partielle des pièces lyriques de Froissart. Anthime Fourier édita *Le Joli Buisson de Jonece* (1975), *La Prison amoureuse* (1974) et *L'Espinette amoureuse* (21972); Auguste Longnon édita *Méliador* en 1895–1899. Rae S. Baudouin cherche à regrouper ce qu'on peut considérer comme les caractéristiques essentielles de la langue et du style de Froissart d'après les pièces qu'il édite. Les 43 ballades et 115 rondeaux présentés par Rae S. Baudouin sont conservés dans deux manuscrits exécutés sur la commande de Froissart lui-même: B. N. f. fr. 830 (B), terminé en 1393 et B. N. f. fr. 831 (A) daté du 12 mai 1394. Le manuscrit de base choisi est le manuscrit A (B. N. f. fr. 831), il contient deux ballades qui manquent dans le ms. B (B. N. f. fr. 830) et quatre rondeaux de plus; nettement picard, la langue de A est plus proche de celle de l'auteur, d'origine hainuyère. Pour ne pas alourdir l'apparat critique, l'éditeur ne reproduit pas les variantes purement graphiques: *acroist-accroist*, *savoir-scavoir*, *autre-aultre*, etc., par contre les variantes dialectales sont maintenues. Dans le manuscrit, chaque ballade est précédée de la rubrique *Balade*, chaque rondeau de la rubrique *Rondiel*. S'appuyant sur la démonstration d'Ernest Hoepffner (*La Chronologie des pastourelles de Froissart*, in: *Mélanges Picot*, Paris, t. II, p. 27–42) et sur l'ordre du manuscrit, l'auteur suppose, pour la date de composition des ballades, que l'ordre chronologique est respecté en ce qui concerne les pièces lyriques et situe celles-ci entre 1362 et 1377. Pour les rondeaux, il n'y a malheureusement aucun moyen d'assigner une date de composition précise à la plupart d'entre eux. Suit une étude de la langue (p. XVIII–XXXIV); les caractéristiques de la langue de Froissart relevées par Rae S. Baudouin viennent corroborer les observations déjà faites par Anthime Fourier dans les introductions de ses éditions (*Espinette amoureuse*, *Prison amoureuse* et *Joli Buisson de Jonece*).

Dans l'analyse des pièces amoureuses de Froissart (p. XXXV–XL), l'auteur constate qu'elles s'insèrent dans la tradition poétique de la chanson courtoise et conclut: «Il est pourtant inutile de regretter que le poète n'ait pas écrit davantage de poésies sur ce ton – en tant que poète de cour ce n'était pas là son propos. Sa préoccupation première était sans doute de couler dans des moules déjà existants une matière traditionnelle» (p. XL). Dans l'étude littéraire (p. XLI–XLVIII), l'auteur relève brièvement quelques caractéristiques du style de Froissart qui ne fait pas figure d'innovateur ni pour le traitement de la matière et des thèmes, ni pour les formes qu'il pratique. Rae S. Baudouin énumère les principales figures de rhétorique fréquentes dans les pièces lyriques de Froissart: l'apostrophe, l'interrogation, le proverbe, l'énumération, l'antithèse, les comparaisons et les métaphores. L'auteur analyse la versification des ballades et des rondeaux (p. XLIX–LXI). La forme de ballade normalement employée par Froissart est celle que les traités de Seconde Rhétorique appelleront la ballade commune: trois strophes avec refrain d'un ou de deux vers à la fin de chaque strophe. Le même jeu de rimes est repris dans chaque strophe. Vingt-deux des ballades ont une suite de rimes plates en fin de strophe, les vingt et une autres, des rimes croisées. On trouve (p. LIII) un tableau des combinaisons strophiques, des mètres et des schémas de rimes. 107 rondeaux sont écrits en décasyllabes, à l'exception du rondeau 21 qui a onze vers, tous ces rondeaux ont huit vers avec refrain principal de deux vers et tous les 106 sont construits sur deux rimes selon le schéma AB aA ab AB. Huit rondeaux sont écrits en heptasyllabes; trois de ces rondeaux comportent huit vers selon le schéma AB aA ab AB, quatre autres, ainsi que le N° 21, ont onze vers chacun avec refrain de trois vers et présentent le schéma de rimes suivant: ABBB

aA abb ABB. Enfin, un seul rondeau (V) a treize vers: ABB ab AB abb ABB. Tous les rondeaux de Froissart sont en vers isométriques. R. S. Baudouin termine son introduction par une bibliographie (p. LXII–LXV).

Le texte des ballades et des rondeaux est accompagné de notes (p. 101–137), d'une liste alphabétique des proverbes et des expressions proverbiales (p. 139–140), d'un incipit des ballades (p. 141–142), d'une table d'incipit et de refrains des rondeaux (p. 143–149). La table des noms propres (p. 151–153) précède le glossaire (p. 155–176), dont le choix justifié des expressions traduites, rendra de grands services au lecteur peu familier avec la langue du XIV^e siècle.

Marie-Claire Gérard-Zai



Senèque des IIII vertus: La Formula honestae vitae de Martin de Braga (pseudo-Sénèque) traduite et glosée par Jean Courtecuisse (1403), étude et édition critique par HANS HASELBACH, Berne et Frankfurt/Main (Herbert Lang/Peter Lang) 1975, 505 p. et 6 planches (Publications universitaires européennes XIII/30).

L'original latin du texte publié par Haselbach est certainement l'un des plus répandus au moyen âge et des plus recherchés en toutes langues: Barlow, voilà une quarantaine d'années, en recensait déjà plus de 635 manuscrits (nombre incluant les traductions et adaptations). Ce succès tint sans doute au nom de Sénèque, attaché depuis le XII^e s. à ce petit traité rédigé, nous le savons aujourd'hui, au VI^e siècle; Pétrarque déjà émettait des doutes à ce propos et découvrait l'auteur véritable dans saint Martin, évêque de Braga: on n'en continua pas moins à citer «Sénèque» et ce n'est pas avant notre siècle que l'attribution à Martin de Braga fut généralement admise.

On connaît, outre les traductions espagnole, portugaise, provençale, les six traductions italiennes, plusieurs versions françaises, jadis cataloguées par G. Paris et étudiées par E. Irmer, versions qui se succèdent dans le temps, du XIII^e s. au seuil de la Renaissance. Celle que l'on doit à Jean Courtecuisse connut une jolie fortune: il nous en reste 27 manuscrits et huit impressions anciennes jusqu'en 1556; mais depuis cette date, plus rien: l'édition Haselbach est donc bienvenue.

L'éditeur a à débrouiller la question assez enchevêtrée de l'identité de l'auteur. Il prouve en effet de façon convaincante que ce dernier est bien l'illustre théologien, doyen de sa faculté, aumônier du roi, évêque de Paris puis de Genève ... Mais les notices fautives contenues dans plusieurs manuscrits et dans l'une des impressions, ont suggéré d'autres noms: Laurent de Premierfait, Claude de Seyssel, ou un certain Jean Trousseau. Il est par ailleurs notable qu'à l'exception du dernier, dont on ne sait presque rien, ces prétendants au titre auctorial appartenaient sensiblement au même milieu du premier humanisme parisien. C'est là du reste le principal intérêt du texte ici publié, et Haselbach le présente expressément pour tel: un document d'histoire intellectuelle, reflétant des préoccupations et des modes de penser caractéristiques de l'époque 1400–1550. D'où l'intention de l'éditeur, d'accompagner son texte de notes assez nourries pour permettre de situer l'opuscule dans ce vaste contexte. Sur ce point, j'avoue que les notes semblent un peu courtes: en fait (mais c'est capital) Haselbach retrace l'histoire, moins d'une certaine pensée que d'une matérialité aux manifestations variables: le texte comme *lettre*.

Le plan et les proportions des parties de ce gros volume sont significatifs: I. Manuscrits et éditions (20 pages); – II. Classement des manuscrits, établissement des filiations (80 p.);

- III. Identification de l'auteur (30 p.); - IV. Caractère de la traduction de Jean (55 p.); - V. Caractère et sources des gloses (35 p.); - VI. Description externe et histoire des manuscrits (90 p.); - VII. Principes de l'édition (15 p.); - VIII. Le texte de Jean Courtecuisse (105 pages); - Appendices, Notes, Tables, Glossaire, Index (50 p.). On le voit, il s'agit pour l'essentiel de critique textuelle: Haselbach l'annonce du reste ouvertement, p. 18-19. On ne s'étonnera donc pas de l'extrême minutie de certaines parties, concernant des questions aux données particulièrement complexes: ainsi, tout ce qui concerne l'histoire externe des manuscrits. L'érudition ici, pour atteindre son but, échappe malaisément à la lourdeur. En revanche, j'aurais souhaité une analyse plus profonde des gloses: les 35 pages qui y sont consacrées en font une description pertinente, mais qui reste extérieure; on aimerait (justement, à cause du moment où écrit Jean, dans l'histoire de la formation de l'esprit moderne) entendre au moins quelque interrogation touchant au cheminement et au fonctionnement de la pensée dans ces 70 morceaux introduits commentativement dans le texte de Martin. Les trois «fonctions du commentaire» relevées par Haselbach (faciliter la compréhension du texte français; expliquer le raisonnement de l'auteur latin; illustrer la doctrine) restent trop évidemment à la surface des choses; de même, l'énumération des sources des gloses ne touche en rien au problème le plus intéressant.

Le texte même de Jean couvre à peine plus de 50 petites pages, car Haselbach l'imprime sur les pages de droite, laissant celles de gauche au texte de Martin de Braga (selon Barlow): juxtaposition du plus haut intérêt et qui, me semble-t-il, accroît considérablement l'utilité du volume. On ne peut s'empêcher de noter néanmoins la disproportion remarquable en vertu de laquelle il faut 510 pages d'érudition pour présenter au lecteur un ouvrage qui n'en fait pas la dixième partie ... Au reste, qui regretterait cet état de choses s'en prendrait ainsi moins à l'auteur, honnête et consciencieux savant, qu'à une science et à une méthodologie.

Je déplore le système des appels de notes, à la fois trop nombreux et non uniformes, qui, en dépit des explications fournies par l'éditeur, rendent la lecture pénible. Dans l'ensemble du reste, la présentation de ce livre, en lui-même touffu, paraît confuse, et très lourde. Ouvrage d'un indiscutable sérieux, mais qui n'accorde rien au plaisir de son lecteur.

Paul Zumthor



CHRISTINE DE PISAN, JEAN GERSON, JEAN DE MONTREUIL, GONTIER et PIERRE COL, *Le Débat sur le Roman de la Rose*. Edition critique, introduction, traductions, notes par ERIC HICKS, Paris (H. Champion) 1977, XCIX et 236 p. (*Bibliothèque du XV^e siècle* 43).

Nous voilà enfin en possession du dossier entier de ce fameux débat, dont les pièces, pratiquement toutes connues, étaient soit mal éditées, soit dispersées dans plusieurs publications plus ou moins récentes. La démarche de M. Hicks est résolument philologique. A la différence de M. Potansky, lequel, sans avoir étudié à fond les manuscrits, avait tenté une synthèse parfois un peu hâtive et verbeuse¹, la présente étude, en réexaminant le problème des recueils manuscrits, pêche plutôt par un excès de sobriété²!

¹ PETER POTANSKY, *Der Streit um den Rosenroman*, München (Fink) 1972.

² On doit en effet procéder à des lectures complémentaires; citons l'article qu'ERIC HICKS a publié en collaboration avec EZIO ORNATO: *Jean de Montreuil et le débat sur le Roman de la Rose*, R 98 (1977), 34-64 et 186-219, et l'article d'E. HICKS sur *La tradition manuscrite des épîtres sur la «Rose»*, à paraître dans *Nuova Miscellanea di studi e ricerche sul Quattrocento francese*.

Sobriété louable au demeurant, car partout où M. Hicks est en désaccord avec la critique antérieure, il se contente de mettre les points sur les i, sans déchaîner une nouvelle querelle à propos de la querelle du *Roman de la Rose*. Un premier acquis notable: l'*Epistre au dieu d'Amours* du 1^{er} mai 1399 n'a rien à voir avec le débat en question. Le milieu auquel Christine de Pisan destina cette *Epistre* est celui d'une cour galante, et non celui des humanistes de la chancellerie royale. Du coup, le début de la «querelle» se déplace de deux ans³. C'est sur le conseil de Gontier Col que Jean de Montreuil, dans un moment d'*otium*, lit le *Roman de la Rose*; il rédige alors son traité, en mai 1401, et l'envoie à Christine, au «notable clerc» ainsi qu'à Pierre d'Ailly: double destination, donc, dès le début, mondaine et savante, riche en possibilités, il faut le dire, mais prématurée pour Clio, qui, dans ce début du XV^e siècle, ne permit pas que les deux domaines, le vulgaire et le latin, entrent dans un véritable dialogue. Le traité de Jean de Montreuil est perdu; il semble bien que l'intervention de Gerson, trois mois plus tard, a été décisive, car à l'époque «la situation politique était défavorable à une polémique ouverte entre l'Université et les milieux de la chancellerie royale» (p. XXXIII). On aurait souhaité que M. Hicks fût un peu plus explicite sur ce point, car la situation politique a certainement pesé sur le développement du débat. La «publication» du dossier par Christine de Pisan ayant été jugée inopportune par Jean de Montreuil, on aurait bien voulu savoir si réellement l'humaniste considérait son *opusculum gallicum* comme appartenant au domaine des *nugae*, ou si cette attitude était dictée par des impératifs autres que littéraires.

La grande nouveauté de l'édition, c'est que M. Hicks, voulant respecter la réalité littéraire de l'époque, groupe les textes selon les dossiers manuscrits⁴. Ces dossiers sont les suivants: 1. le recueil réuni par Christine de Pisan, le 1^{er} février 1402, et soumis à la reine Isabeau; 2. des épîtres choisies de Jean de Montreuil, dans l'ordre de leur apparition dans le manuscrit autographe (avec traduction); 3. un dossier constitué par un partisan du *Roman de la Rose*⁵ et qui doit être proche de Pierre Col; 4. deux ballades et un rondel de Christine⁶; 5. l'épître *Talia me* de Jean Gerson (avec traduction), et, en appendice, des extraits des sermons de Gerson ainsi qu'un extrait de la *Cité des dames* de Christine de Pisan⁷. L'édition paraît très bonne; elle est surtout très lisible – éloge qui prend tout son sens lorsqu'on médite un peu sur le IPSE FECIT à la fin du volume! Les notes rendront de grands services, aussi pour une interprétation *littéraire* des différents textes du débat⁸. Le travail de M. Hicks, probe, consciencieux et admirablement informé, est une contribution importante à une meilleure compréhension du XV^e siècle.

Marc-René Jung

³ On lira avec profit les pages consacrées au *Dit de la Rose* (p. XLI–XLVI) qui, lui non plus, n'appartient pas au débat.

⁴ La description des manuscrits est parfois un peu sommaire. Pour plus de détails, il faudra, je pense, recourir à l'article de la *Nuova Miscellanea*.

⁵ Un seul manuscrit, qui contient une version détériorée de l'épître de CHRISTINE à JEAN DE MONTREUIL; c'est pourtant à ce texte-là que répond PIERRE COL (p. LXIII). Fort judicieusement, M. HICKS édite donc les deux versions, à la place qui leur convient (voir p. 11 et p. 49).

⁶ Ici le laconisme devient énigmatique; cf. p. XCV et 156, où je vois une contradiction.

⁷ Un tableau récapitulatif qui aurait montré la répartition des différents textes dans les manuscrits groupés par dossiers, aurait été le bienvenu.

⁸ Ne serait-il pas possible d'identifier le ms. du *Roman de la Rose* utilisé par PIERRE COL? Cf. p. ex. la note *ad* 120/486, p. 219.

CHRISTINE MARTINEAU-GÉNIEYS, *Le thème de la mort dans la poésie française de 1450 à 1550*, Paris (H. Champion) 1978, 656 p. (*Nouvelle Bibliothèque du Moyen Age* 6).

Voici un gros livre sur un sujet passionnant et plein d'actualité¹. L'auteur écrit avec verve et engagement, de sorte qu'on demeure parfois un peu perplexe devant telle définition du christianisme ou telle autre affirmation philosophique; ceci tourne par contre au profit de la lecture qui, tout au long des analyses des textes, dont le nombre est considérable, est toujours aisée.

Dans la 1^{re} partie, intitulée *l'Entrée de la Mort* (p. 69–119), l'auteur touche à bien des questions: soubassements économiques et sociaux, iconographie macabre, pensée religieuse, le *De Miseria* d'Innocent III. On y trouve force vues personnelles, qui ne laissent cependant pas de nous inquiéter quelque peu, p. ex. lorsque, après avoir cité trois exemples de l'iconographie de la Mort en Italie (d'après Tenenti), l'auteur enchaîne: «Partout dans l'art italien...» (p. 88). De sorte que, après avoir cité deux exemples français, on en arrive à une opposition des deux «génies» de l'art italien et de l'art français. C'est aller un peu vite. Les développements sur les *Trois morts et les trois vifs* ainsi que sur la *Danse Macabré* se basent uniquement sur le livre, certes classique, d'Emile Mâle. Or la bibliographie à ce sujet est fort riche: il faudrait la connaître et la discuter, avant de parler de «l'interprétation traditionnelle»! Sinon, le jeu est trop facile. Même désinvolture à propos d'Innocent III (dont l'orthodoxie est mise en doute) – un peu plus loin le lecteur apprendra «que dans l'œuvre d'Innocent III Eustache Deschamps fait le même choix que nous» (p. 126). Tant mieux. Très visiblement, l'auteur limite la bibliographie critique à ce qui lui semble le strict minimum². Le parti étant pris, il ne reste au lecteur que de se laisser conduire par la plume, toujours alerte, de M^{me} Martineau. L'importance historique du traité de Lothaire de Segni ressort cependant avec force, tout comme l'analyse iconographique et littéraire (dans la mesure des textes considérés) emporte la conviction.

La 2^e partie, la plus importante (p. 121–437), est consacrée aux Grands Rhétoriciens. Trois chapitres présentent d'abord les «sources de la poésie de la mort de la grande rhétorique»: Eustache Deschamps, qui, dans son adaptation du *De Miseria*, annule toute l'œuvre d'Innocent (p. 133), puisqu'il termine non sur l'évocation de l'enfer, mais sur celle du paradis et de la vie; Pierre de Nesson, pris dans son dilemme entre le *cupio dissolvi* et l'angoisse de la mort infernale; Villon enfin, considéré fort justement comme un moderne – mais un moderne en son temps (p. 158)!

M^{me} Martineau distingue deux générations chez les Grands Rhétoriciens, dont elle étudie d'abord la poésie personnelle de la mort (à laquelle toute la première partie du livre a fort bien préparé le lecteur), et ensuite les déplorations funèbres (dont l'évolution antérieure est à peine esquissée). Dans la section «poésie personnelle» il faut lire les pages vibrantes sur George Chastelain, vraiment réhabilité et rendu lisible grâce au talent de M^{me} Martineau; à Pierre Michault ainsi qu'à Jean Meschinot sont également consacrées d'excellentes pages³. Il ressort de ces analyses que maint poète du XV^e siècle, même dans ses poèmes sur la mort, est beaucoup moins hanté par le macabre qu'on ne le croit communément. Toutefois on note,

¹ Voir la «somme» récente de PHILIPPE ARRIÈS, *L'Homme devant la mort*, Paris (Seuil) 1977, 642 p.

² Le livre, plus modeste, mais non sans mérite, d'EDELGARD DUBRUCK, *The Theme of Death in French Poetry of the Middle Ages and the Renaissance*, The Hague (Mouton) 1964, 179 p., aurait dû être mentionné.

³ Pour le détail, on demeure parfois sur sa soif. Ainsi à propos de la connaissance qu'eurent, semble-t-il, PIERRE MICHULT et AMÉ DE MONTGÉSIE (cf. p. 232, 238, 254) des *Triumphes* de PÉTRARQUE. Savaient-ils donc l'italien? ou était-ce une connaissance «iconographique»? mais quels manuscrits des *Triumphes* circulaient en France, dans les années soixante? Signalons qu'avant

chez les Rhétoriciens de la première génération, l'absence de toute thématique de la vie, de cette thématique qui sera celle de la deuxième génération. Citons M^{me} Martineau: «Le changement va être fulgurant: un vrai mouvement de bascule qui va, dans le domaine littéraire, faire déferler les thèmes de la vie, évacuant, du même coup, tous ceux de la mort» (p. 270). La coupure se produit donc, non point entre les Grands Rhétoriciens et Clément Marot, mais entre les deux générations des Grands Rhétoriciens⁴.

Dans les chapitres sur la déploration funèbre chez les Rhétoriciens de la première et de la deuxième génération on trouve également de très bonnes pages sur l'introduction du sonnet, la disparition du macabre au profit de l'apothéose, et le passage de la mort à la vie. L'analyse des œuvres étudiées est souvent très juste, et rendra de bons services à tous ceux, assurément fort nombreux, à qui l'époque est peu familière. Il faut cependant émettre une sévère mise en garde contre les conclusions que tire l'auteur sur le plan historique. Il est inexact de dire que Pierre Michault a introduit dans la déploration funèbre le procédé du sonnet; il est faux d'affirmer que nous n'avons aucun poème mixte ni aucune apothéose parmi les déplorations de la première génération des Rhétoriciens, et que cette déploration est toujours celle d'un grand de la terre, ou que le *Throsne d'Honneur* de Molinet est la première déploration typique de la seconde génération. De tels jugements ne peuvent être portés que si la documentation est complète, ce qui n'est pas le cas ici. On trouve bien quelques remarques fugitives sur le *planctus* latin⁵ et sur le *planh* des troubadours, mais pas un mot sur la complainte française du XIII^e siècle, pourtant bien inventoriée dans le volume VI du *Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters* (paru en 1970), rien non plus sur le XIV^e siècle. L'auteur semble tout ignorer de la tradition proprement française de la déploration funèbre. Un texte comme *Li regret Guillaume* de Jean de le Mote (1339) n'est certes pas un chef-d'œuvre, mais c'est une œuvre significative, la première grande machine allégorique, où la complainte, confiée à des personnifications, aboutit à une véritable théâtralisation, le tout dans un sonnet et sans aucune méditation sur la mort, si ce n'est dans la «visualisation», dans laquelle la Mort se manifeste dans un personnage féminin, vêtu de noir, recouvert d'ailes, et tenant une faux. *Li regret Guillaume* n'eurent à ce qu'il semble pas un grand succès, je le veux bien, mais que dire de la liste des déplorations que dresse M^{me} Martineau à la page 346: six textes, entre 1461 et 1467, plus une allusion à Meschinot et à Jean Régnier, mais rien sur Michault Taillevent (1446) et rien, ce qui est plus grave, sur trois textes importants (dont deux eurent une certaine diffusion), à savoir les deux déplorations de Simon Greban, celle sur Charles VII (1461) et celle sur Jacques Milet (1466), ainsi que celle qu'un anonyme écrivit lors de la mort de Marie d'Anjou (1463). Le grand novateur, c'est Simon Greban, et non pas Chastelain ni Molinet. C'est lui qui, en invoquant Clio, confère au roi défunt la gloire par l'Histoire, tout comme dans l'*Exclamacion en la Mors pour Marie d'Anjou* on peut lire, dans un «poème mixte», que *Fame et Vertus triomphent sur Mort*. Ceci en 1461 et en 1463 chez des auteurs dont l'un est de la «case du Maine», et l'autre, de la Saintonge. Du coup tombent toutes les spéculations sur l'esprit «bourguignon» des déplorations des Rhétoriciens. – Le tableau

MICHAULT et MONTGÉSIE, l'auteur anonyme de l'*Exclamacion en la Mors pour Marie d'Anjou* (1463) connaît aussi le texte de PÉTRARQUE; l'anonyme, en soulignant uniquement le triomphe de la Renommée, ôte cependant à la pensée pétrarquienne la dimension religieuse. Si M^{me} MARTINEAU avait connu ce texte, elle n'aurait sans doute pas manqué de souligner cette insistance sur la gloire.

⁴ Le chapitre sur la seconde génération (MOLINET, CRETIN, OCTOVIEU DE SAINT-GELAIS, LEMAIRE DE BELGES) est plus bref, mais il suffit pour montrer combien le thème de la vie prend de plus en plus d'importance. Les pages sur O. DE SAINT-GELAIS cependant sont insuffisantes, puisqu'elles ne prennent en considération que quelques poèmes, et passent complètement sous silence le *Séjour d'Honneur*.

⁵ Rien, cependant, sur la déploration funèbre latine du XV^e siècle.

des déplorations de la seconde génération est plus complet (p. 356), bien que manquent, p. ex., des auteurs comme Octovien de Saint-Gelais et Nicaise Ladam⁶.

Il suffit peut-être, pour s'entendre, de nuancer le concept de génération, et de tenir compte, non seulement des différents milieux, mais aussi de la différence d'un auteur à l'autre. Pour moi, un George Chastelain (qui me semble un très bon poète de la mort mais un mauvais «déplorateur») et un Simon Greban représentent, en 1461, deux mondes. M^{me} Martineau souligne d'ailleurs avec beaucoup de finesse et de justesse ce qui distingue les auteurs considérés les uns des autres; elle sait aussi éloquemment montrer le talent si divers d'un Jean Molinet, par exemple. Elle dit: «Notre travail visera donc à bouleverser le morne alignement dans lequel les [sc. les déplorations funèbres] ont figés les critiques⁷ pour dégager, aussi nettement que nous le pourrons, la manière personnelle de chacun» (p. 357). Ce but, M^{me} Martineau l'a pleinement atteint: les Rhétoriciens ont été approchés avec sympathie, et cette sympathie est communiquée au lecteur. C'est là un grand mérite.

La dernière partie du livre dépasse les limites chronologiques que la présente revue s'est imposées. Je m'en voudrais cependant de ne pas signaler, au moins, ces très beaux chapitres sur Clément Marot, Marguerite de Navarre et François Rabelais. On sent que M^{me} Martineau, co-éditrice de la correspondance de Guillaume Briçonnet et Marguerite d'Angoulême, connaît à fond les problèmes religieux de la première moitié du XVI^e siècle. Aussi a-t-elle beaucoup à nous apprendre.

Marc-René Jung



Vingt-six chansons d'amour de la Renaissance, introduction et notes par N. J. LACY, Paris (Klincksieck) et Lawrence (University Press of Kansas) 1975, 109 p.

Norris J. Lacy, dont on connaît les travaux sur le roman médiéval, les fabliaux, Villon, publie, dans une collection où parurent entre autres le *Bernart de Ventadour* de Moshé Lazar et diverses éditions procurées par A. Fourrier, un texte qui, pour n'être pas médiéval, est pourtant de ceux à partir desquels peut être perçu quelque chose des traditions non écrites des XV^e, XIV^e, qui sait même, XIII^e, XII^e siècles...

⁶ Ces remarques ne sont pas pure chicane. A propos du *Chevalier délibéré* d'OLIVIER DE LA MARCHE, M^{me} MARTINEAU dit ceci: «Nous n'étudierons pas ici cette œuvre, bien qu'elle touche à notre sujet, car à la date où écrit OLIVIER DE LA MARCHE, reprendre les thèmes traités par MICHAULT et MONTGEOIE, c'est être un attardé. Or systématiquement, en fonction de notre but qui est de voir se dessiner une évolution, nous écartons de notre étude ceux qui n'ont pas su créer avec leur temps» (p. 258). Or lorsqu'on veut «dessiner une évolution», il faut tenir compte de *tous* les textes, car l'histoire, loin de se réduire à la simple linéarité, a aussi une épaisseur. J'ajouterai que le *Chevalier délibéré* ne se réduit pas à une simple reprise des thèmes traités par MICHAULT et MONTGEOIE: c'est un *reconfort* autobiographique.

⁷ C'est de la rhétorique, car ces «critiques» (il n'y a pas de note) semblent se réduire au malheureux HENRI GUY. C'est vraiment dépassé. Pour s'en rendre compte, on n'a qu'à lire les pages consacrées aux rhétoriciens dans les manuels ou histoires littéraires parus depuis trente ans. Dès 1958, un ALBERT-MARIE SCHMIDT s'écria: «Je n'hésite pas à considérer, quant à moi, comme de surprenants chefs-d'œuvre la plupart des nombreux éloges funèbres que comprennent les poèmes des grands rhétoriciens.» (*Encyclopédie de la Pléiade. Histoire des littératures*, III, p. 181). – On consultera maintenant le fascicule *La plainte funèbre*, par CLAUDE THIRY, dans la *Typologie des sources du moyen âge occidental* (Turnhout 1978).

Il s'agit d'un ensemble de 26 chansons contenues dans un manuscrit acheté en 1958 par la Kenneth Spenser Research Library de l'université du Kansas, à Lawrence, Ka: manuscrit encore inédit, compilation hasardeuse à laquelle ne préside aucun ordre décelable ni souci d'unité; copiée vers 1570 en France, par deux copistes successivement, et apparemment révisée ultérieurement par des mains différentes.

Cinq de ces chansons sont connues par ailleurs, du fait qu'elles figurent dans des recueils imprimés du XVI^e s. Vingt et une de celles que Lacy édite ici sont donc des nouveautés. Une seule porte un nom d'auteur, intégré au texte d'une strophe («Qui fist la chansonnette? / Madame de Lignon»: p. 41, v. 51–52); les autres, anonymes, proviennent, si l'on en juge à l'hétérogénéité du style, d'auteurs multiples. A deux exceptions près, ce sont des chansons d'amour, mais de ce point de vue même on y chercherait en vain un principe directeur qui justifie le classement: la majorité emprunte le registre d'expression de l'«amour courtois», deux sont des chansons de maumariée, deux enfin développent un thème érotique à saveur de fabliau. Les caractères formels sont, relativement à ces traditions, dépourvus d'originalité, sinon que l'absence presque totale d'*ornatus* (ce qui tend à nous apparaître comme platitude) révèle peut-être chez les auteurs une intention systématique de recourir au seul stylus humilis. La versification trahit de la négligence: les vers hypo- ou hypermétriques ne manquent pas (Lacy évite de régulariser; mais on voit mal quel est en cela son principe): on sait que de telles «anomalies» sont nombreuses, dans certaine poésie du XV^e s., et que les *Arts de seconde rhétorique* parlent, non sans dédain du reste, de 'rime rurale' ... Nous sommes, de toute manière, renvoyés, à la lecture des chansons publiées par Lacy, à une «poésie populaire» contemporaine des écoles savantes que furent la Pléiade ou le groupe lyonnais. Cette poésie est à peine connue, moins encore étudiée; et Lacy ne peut, dans son introduction, consacrer que trop peu de pages à cette question. Que veut dire, dans cette expression, «populaire»? L'adjectif renvoie-t-il à une origine ou à une finalité, à une thématique ou à des servitudes formelles spécifiques, à un type de création ou à une durée? Ces questions ont été souvent déjà débattues, à propos d'autres ensembles. Peut-être les textes procurés par Lacy aideraient-ils à les formuler plus particulièrement à propos du XVI^e s. français.

Paul Zumthor



SIMONE FRAISSE, *Péguy et le Moyen Age*, Paris (Honoré Champion) 1978, 102 p. (*Essais sur le Moyen Age* 3).

Die neuere Reihe «*Essais sur le Moyen Age*», deren dritter Band die Studie über Charles Péguy darstellt, ist von Jean Dufournet, Professor an der Sorbonne und Vizepräsident der Sorbonne Nouvelle, betreut. Simone Fraisse (Professorin an der Sorbonne, Paris III), Autorin der Studie über Péguy in seinem Verhältnis zum Mittelalter, suggeriert Aktualität mit dem von ihr gewählten Motto von Benedetto Croce: «Toute histoire est une histoire contemporaine». Damit soll wohl auch die Relevanz der vorliegenden Untersuchung unmißverständlich angedeutet sein.

Die Inhaltsübersicht gibt bereits die kurz zu besprechenden Themen an: Jeanne d'Arc; Maria und Isolde; die Chronik über Saint Louis; Villon und das Sündersein; dann die Christenheit, wie sie im Werke Péguys erscheint, als Pfarrgemeinde, als Erbauerin der Kathedralen, im Aufbruch zum Kreuzzug. Ein Schlußkapitel versucht, Péguys «Mythus des Mittelalters», das Verhältnis von Original (Modell) und Abbild zu bestimmen und Péguys Vorgehen, Geschichte weitgehend als Biographie zu geben, näher zu umschreiben.

Ausgangspunkt dieser Studie bildet die Behauptung des *Larousse du XX^e siècle*, Péguy (*1873) sei ein mittelalterlicher Mensch. Natürlich könne dies nur in einem gewissermaßen übertragenen Sinne gelten, indem die Geschichte eben Spiegel darbiete, in denen sich die Vorstellungen, die wir haben, aufzeigen lassen; ein solcher Spiegel wäre für Péguy das «Mittelalter». Nach Simone Fraisse hätte Péguy eher nostalgisch in den Spiegel des Mittelalters geblickt, das sich ihm (cf. die Inhaltsübersicht) vor allem in der Gestalt der Jeanne d'Arc, des Heiligen Ludwig, in den Cathedral-Bauten, in der Kreuzzugs-idee und schließlich im *Testament Villon* offenbart hätte. Péguy habe darnach ein Mittelalter nach seinem Maß und Ermessen rekonstruiert. Einerseits sei zwar die moderne Christenheit durch das Mittelalter geprägt, andererseits habe sie aber dessen Christlichkeit verloren. Da wollte, was in der Studie von Simone Fraisse zu wenig hervorgehoben wird, Péguy erneuernd eingreifen. Für Péguy sei das Mittelalter ein Erbe, das er derart transformiere, bis es sublimierte Vergangenheit sei, legendär – überliefert wäre eben, was *legendum* sei – und mythisch, insofern es für Zukünftiges stehe. Leider ist gerade das Mittelalter als Utopie, wie es im Werke Péguy's wesentlich erscheint, nur oberflächlich, jedenfalls viel zu kurz abgehandelt. Darüber täuschen auch einige zum Schluß gebrachte Pauschalaussagen nicht hinweg, so etwa, Péguy's Mittelalter sei «literarisch», jenseits der Realität, Geschichte im zweiten Grad, aber: «On peut en contester la véracité, mais non la signification» (p. 99). Erlaubt ist schon hier die Frage: Was ist denn Wahrheit?

Betont wird von Simone Fraisse, Péguy kämpfe mit seinem Mittelalterbild gegen den Geist, bzw. Ungeist der Moderne und des Modernismus, es charakterisiere, mit der unübersehbar eingearbeiteten biographischen Seite, den Dichter selbst mit seinem politischen und spirituellen Engagement. Allerdings hätte man darüber gerne weitläufigere und vertieftere Aussagen. Denn Péguy's kirchliche Überzeugung und die damit verbundene theologische Durchdringung der Mittelalter-Vorstellung sind ein Teil des eindrucklichen *renouveau catholique* im damaligen Frankreich – mit vielfältigen Zusammenhängen und weiter Resonanz –, was sozusagen unbesprochen gelassen oder, nur bruchstückhaft, nebenbei erwähnt wird, so etwa, daß Jacques Maritain Vorbehalte Péguy gegenüber und Péguy Léon Bloy gegenüber gehabt habe.

Bei Simone Fraisse wird also weit mehr das stoffliche als das spirituelle Mittelalter, schon gar nicht dessen theologische Dimension und sprachlicher Habitus untersucht. Nur auf das gelegentlich archaisierende Vokabular Péguy's – der *Dictionnaire des rimes* habe ihm hauptsächlich zu seltenen Reimwörtern verholfen – wird hingewiesen.

Im großen und ganzen wirkt die Studie von Fraisse eher wie eine allgemeine knappe Einführung ins Werk Péguy's, wobei die mittelalterliche Komponente selbstverständlich nicht übersehen werden konnte. Die biographische Verknüpfung der Dichtung um Jeanne d'Arc mit Péguy's Lebenslauf und geistiger Entwicklung wird, mit Recht, besonders ausführlich behandelt. Im Zusammenhang mit Jeanne d'Arc nämlich erkennt Péguy seine Berufung (ab 1910), Chronist – in dem von Péguy selbst in der Dichtung um Saint Louis und Baron Joinville bestimmten Sinne – zu sein. Auch nimmt, das wird durch die Untersuchung von Fraisse schon deutlich, Péguy's Vorliebe für das Mittelalter seit der Publikation von «Jeanne, fille du peuple», 1897, bis zu den Dichtungen um 1914 stetig zu.

Schon die Dichtung um die Gestalt von Jeanne d'Arc wurde bezeichnenderweise mit zur Meditation einladenden oder zwingenden Zwischenseiten veröffentlicht. Doch wird von Péguy's meditativer Verfaßtheit, die sich später nicht mehr in leeren Seiten, aber um so mehr in stilistischen Merkmalen manifestiert, weiter nicht mehr gesprochen. Interessant sind immerhin Einzelheiten um Jeanne d'Arc wie die Tatsache, daß Jeanne nach den Prozeßakten, die Péguy sonst ziemlich gewissenhaft verarbeitete, nicht Schafhirtin war; die Schulbücher zeigten sie jedoch zu Péguy's Zeiten durchwegs als Hirtin, so bleibt sie auch in Péguy's Werk

Schafhirtin, *bergère*. Freilich ist in der Studie von Fraisse von der hagiographischen Topik vom Schafhirten (David im *AT* und Caedmon in der aengl. Dichtung usw.) keine Rede!

Die weiteren Lebensetappen Péguys nach Abschluß der Dichtung um Jeanne d'Arc sind von der Autorin weit weniger in ihrem Zusammenhang mit Péguys Dichtwerk untersucht. Schade, da doch die «Mystères» (im Doppelsinn von *ministerium/mysterium*) – «Le Mystère de la Charité de Jeanne d'Arc», «Le Porche du Mystère de la deuxième vertu», «Le Mystère des Saints Innocents», drei verwirklichte Mystères gegen fünfzehn geplante – alle auf Jeanne d'Arc, Péguys Patronin nach seiner Rückkehr zum Katholizismus, bezogen sind. Jeanne d'Arc bleibt Patronin auch von Péguys heute schwer zu verstehendem Patriotismus, ja Nationalismus – Frankreich ist nicht nur das auserwählte Volk unter den Völkern, sondern der Christenheit, in Konkurrenz zum Judentum, das auserwählte Volk Gottes überhaupt. Auf diese unangenehme Problematik im Werke Péguys, obschon mittelalterlich-mythisch, geht Simone Fraisse, vielleicht zum Glück, nicht ein.

So wird indes der Werdegang von Péguys Mittelalter-Mythos nicht recht deutlich. Seit 1900 wird das Mittelalterstudium durch Gaston Paris und Joseph Bédier geweckt; Péguys kannte beide und veröffentlichte in den *Cahiers de la Quinzaine* Dichtung (Übersetzung) und Nachdichtung der *Primitifs français*. Der mittelalterliche Protagonist Tristan, Held des Liebesschmerzes und Sieger über Ungeheuer, tritt dann nach 1910, nach der Konversion Péguys, nicht mehr auf. Er wird von dem Helden Louis IX (Heiliger, Kreuzritter, nach Péguys selbst Märtyrer) abgelöst. Sogar der Antiheld Joinville – er wählt die schwere Sünde im Dialog mit Saint Louis, seinem Herrn, vor dem Aussatz – bleibt aber Chronist der Heiligkeit.

Jeanne d'Arc und Saint Louis sind, im Werke Péguys, Helden und Heilige, denen gegenüber die Armen und Sünder, Joinville und Villon, stehen. Joinville und Villon sind jedoch «gute Sünder» – Fraisse meint im Zusammenhang mit Villon, dem *bon pécheur*, unglaublich naiv: «L'alliance de mots est amusante», p. 54 –, wie sie bereits in der authentisch mittelalterlichen Dichtung und Legende zur Sprache kommen; sie haben, trotz allem, eine gewisse Einsicht in die «wahren Verhältnisse», sind auch «bekehrungsfähig».

Die *Ballade du cœur*, der *Épitaphe Villon* und die *Quatrains*, erst 1973 vollumfänglich veröffentlicht, hängen innerlich zusammen und nehmen, besonders die Ballade, mittelalterliche Gattungsformen auf. Villon ist auch, gemäß patristischer und mittelalterlicher Typologie, Figur des eigenen Ich (von Péguys), der gesamten Menschheit und Christi.

Das Stichwort «paroisse» steht, nach Fraisse, im dichterischen Werk Péguys für die Gegenwart Christi inmitten der Kirche. Die einfache Gläubige aus der «paroisse» mit ihren Kommentaren zu diversen Punkten im Heilsgeschehen steht im Mittelpunkt, sie werde beinahe zum Erbauungsbild (p. 73). Der Priester fehle: «Paradoxalement, la chrétienté de Péguys est, au sens premier du mot, une communauté laïque» (p. 74); ein biographischer Zusammenhang mit Péguys Lebensweg und mit damaligen zeitgenössischen innerkirchlichen Strömungen, wie etwa die «action catholique», wird nicht hergestellt. Richtig steht «La Tapisserie de Notre Dame» mit Péguys Wallfahrt nach Chartres zusammen; der Marienkult sei im 19. Jahrhundert zwar in der Kirche neu angefacht worden, doch Péguys schließe auch bei der Marienverehrung des 14. und 15. Jahrhunderts an. Kreuzzug sei für Péguys kein rein historischer Begriff, er bezeichne die religiöse Dimension, die der Kampf eines auserwählten Volkes annehme (p. 83), Vaterlandsverteidigung sei 1913 für Péguys eine heilige Aufgabe, was wohlweislich, da eher peinlich, nicht mit Insistenz vorgebracht wird. Alles in allem betone Péguys seit 1906 die Einheitlichkeit des Mittelalters; überhaupt werde «Mittelalter» ein mythisches Wort für «communisme intérieur» (p. 87). Ist also das Mittelalter in Péguys Werk auch an den Prozeßakten um Jeanne d'Arc, an der Chronik Joinville's über Louis IX und an Villon orientiert, so glaubt der Dichter doch, in Bezug auf das Mittelalter eine Intuition zu haben, die das Wissen der Gelehrten übertreffe. Péguys hatte auch eine Intuition; diese

betraf jedoch die meditative und theologisch durchdachte Auslegung der Gestalten und Themen, die er sich vornahm, von der freilich in der besprochenen Untersuchung kaum die Rede ist. Es wirkt vielmehr wie ein hilfloses Anhängsel, wenn pauschal geurteilt wird: «L'archaïsme et le pittoresque ne sont pourtant pas absents de son œuvre» (p. 92). Unverständnis beweist auch die Aussage, Péguys habe das Mittelalter (ohne Schuld der zeitgenössischen Historiker!) vereinfacht und idealisiert; er projiziere sich, samt den Begriffen von Christenheit, Ehre und Rasse (: auserwähltes Volk) und seine utopische Weltvorstellung ins «Mittelalter». Wo doch in der Untersuchung von Fraisse gerade der Wert einer solchen Projektion zur Diskussion hätte stehen müssen.

Die Behauptung, Péguys Integration des Mittelalters sei politisch (p. 98) und eine Waffe im Kampf gegen den Modernismus (: Zurück zur institutionellen Hierarchie! p. 98) gewesen, bedürfte eben eines Beweises, mindestens einer Erklärung, was doch nicht geliefert wird.

Andere, weniger gewichtige Schönheitsfehler, die der Autorin auch nicht angelastet werden können, sind: die typographische Aufmachung, die im Signet Aktualität bezeugen will, im Satz aber schlecht, vor allem zu klein ausfällt, zudem die Anmerkungen erst am Schluß der jeweiligen Kapitel bringt; das Fehlen eines Registers oder sonstiger Übersichten (wie biographische Daten und Werkübersicht); die teilweise Kürzung der originalen Werkzitate.

Das Thema «Péguy und das Mittelalter» wäre ergiebig und weckt entsprechende Erwartungen. Doch die vorliegende Abhandlung kann ihnen noch nicht vollends genügen.

Louise Gnädinger



Actes del Quart Col·loqui Internacional de Llengua i Literatura Catalanes, a cura de GERMÀ COLON, Montserrat (Publicacions de l'Abadia de Montserrat) 1977, 494 p.

Dieser Band umfaßt neunzehn Referate, die anlässlich des vierten Kolloquiums der «Associació Internacional de Llengua i Literatura Catalanes» (Basel, 22.–27. März 1976) zu Themen der katalanischen Lexikographie und Literatur gehalten wurden:

1. Germà Colon, *La lexicografia catalana: realitzacions i esperances* (p. 11–35).

Der Autor rekapituliert kurz, was bereits in diesem Bereich in den letzten Jahrzehnten erreicht wurde oder sich doch zumindest in Arbeit befindet: Das *Diccionari General de la Llengua Catalana* von Pompeu Fabra (1932), das *Diccionari Aguiló* (1918–1934) von Pompeu Fabra und Manuel de Montoliu aufgrund der Materialien von Marià Aguiló i Fuster, das *Diccionari Balari* von Josep Balari i Jovany, das leider nur bis zum Buchstaben *G* gelangte und vor allem die mittelalterliche Sprache erfaßt, das *Diccionari Català-Valencià-Balear* von Antoni Maria Alcover und Francesc B. Moll, das sowohl das alte wie auch das moderne Katalanisch dokumentiert und innerhalb der Romania seinesgleichen sucht, und schließlich das *Glossarium Mediae Latinitatis Cataloniae*, nunmehr unter der Leitung von Joan Bastardas, das katalanische Quellen von 800 bis 1100 auswertet und zur Zeit bei *D* angelangt ist, sowie ein *Diccionari Etimològic i Complementari de la Llengua Catalana*, an dem Joan Coromines arbeitet und das ein Pendant zu seinem spanischen etymologischen Wörterbuch darstellt (p. 11–14). Über die bereits gesteckten Ziele hinaus werden Wörterbücher erwogen, die ähnlich wie Samuel Gili Gaya's *Tesoro Lexicográfico* mittelalterliche Quellen, Glossare Postillen usw. in synoptischer Form darstellen sollen, eine Übersicht über die Dialektwörterbücher des Katalanischen, strukturalistische Wortfamilienstudien, generative und

soziolinguistische Ansätze (p. 14–18). Noch immer fehlen Konkordanzen der wichtigsten Schriftsteller, und andere Quellen und Dokumente sind überhaupt nicht erschlossen (p. 18–22). Besonders erfolgversprechend erscheinen im weiteren kontrastive Studien der katalanischen Troubadourlyrik, verschiedener Übersetzungen (Tirant lo Blanch, Ramon Llull, die Vulgata), zweisprachiger Dokumente und Vergleiche von Varianten desselben Textes in verschiedenen Jahrhunderten (Reeditionen von Klassikern wie Ramon Muntaner oder Jaume Roig). Auf jeden Fall hat sich das Katalanische bereits jetzt einen festen Platz in jeder internationalen lexikographischen Untersuchung gesichert (p. 24–35).

2. Joan Bastardas, *El català preliterari* (p. 37–64).

Während in Gallien bereits im neunten Jahrhundert das Bewußtsein eines lateinisch-romanischen Bilinguismus stark ausgeprägt war (Konzil von Tours: «rustica Romana lingua»), können derartige Dokumente für Katalonien nicht nachgewiesen werden (p. 37–41); erst das elfte Jahrhundert liefert Texte, die vom Verfasser bewußt in einer romanischen Sprache abgefaßt wurden (p. 42). Die Dokumente des neunten Jahrhunderts belegen bereits den Übergang *-nd-> -nn-* (Widmungsakte der Kirche von Urgell, 881), für den syntaktischen Typ «per sarraïns a preïcar» ('um den Sarazenen zu predigen') besitzen wir ebenfalls Unterlagen (p. 43–44). Wörter der Vulgärsprache finden sich zu Hunderten, nur ist die Information recht bruchstückhaft; umgekehrt können diese lateinischen Texte bei der Dokumentation des Wortschatzes vieler Lebensbereiche helfen, die wir in literarischen Texten vergeblich suchen: viele Wörter und Bedeutungen stellen sich als wesentlich älter heraus als bisher angenommen wurde (p. 45–50). Was die umstrittene Theorie anbetrifft, wonach das Katalanische seinen Wortschatz unter dem Einfluß des benachbarten Gallien gegenüber dem Latein der Hispania verändert hat, so können zumindest einige Indizien hierfür geliefert werden: in den ältesten Texten findet sich *fuit* als Perfekt von *ire*, *pelagus* 'Tümpel', Elemente des hispanischen Latein, die im modernen Katalanischen verschwunden sind (p. 51–56). Ebenso sind verschiedene Wörter, die sich in vorliterarischen Texten belegen lassen, später verlorengegangen, so *cassanus* 'Eiche' (cf. frz. *chêne*) (p. 56–64).

3. Michael Metzeltin, *Cap a una teoria semàntica dels textos exemplificada amb el «Llibre de Evast e Blanquerna» de R. Llull* (p. 65–81).

Aufbauend auf der Methode der französischen «explication de textes» entwickelt der Autor eine semantische Theorie basierend auf einer Gruppe von binären Antinomien, die zunächst zwischen informativen und persuasiven Texten unterscheidet, wobei die informativen Texte ein offenes, wenn auch wenig dynamisches System ergeben, die persuasiven hingegen mindestens drei Achsen von Gegensatzpaaren. Diese Pole wiederum entwickeln sich extensiv und intensiv, wobei der Grad ihrer Entwicklung von der Verteilung der Akzente über die Ketten des Basissystems abhängt. Als theoretische Grundlage dient die *Sémantique structurale* von Algirdas J. Greimas, als Beispiel das *Llibre de Evast e Blanquerna* von Ramon Llull.

4. Jordi Bruguera, *Notes al vocabulari de la Crònica de Jaume I* (p. 83–115).

Ausgehend von der Kritik an einer Studie des katalanischen Philologen Manuel de Montoliu, der in dieser Chronik zahlreiche aragonesische Wörter und das fast völlige Fehlen von Okzitanismen festgestellt hatte, unterzieht der Referent das Vokabular dieser Chronik einer systematischen Untersuchung und kommt dabei zum Schluß, daß von 67 angeblichen aragonesischen Dialektalismen rund 80% (53) dem katalanischen Sprachbereich zuzuordnen sind; vierzehn dieser Wörter stammen tatsächlich aus Aragon, weitere 7 sind der Aufmerksamkeit Montolius entgangen. Drei Wörter, die als kastilisch bezeichnet worden waren, stellen sich als Katalanismen im Kastilischen heraus. Umgekehrt sind 27 Wörter okzitanien-

schen Ursprungs festzustellen. Ein besonderes Interesse kommt einigen *hapax legomena* zu, die besondere interpretatorische Probleme stellen (*guilando, frau, trehudament*).

5. Francesc B. Moll, *Entorn del lèxic del «Liber Elegantiarum»* (p. 117–140).

Beim *Liber Elegantiarum* von Joan Esteve (1489) handelt es sich um das erste im strengen Sinne lexikographische Wörterbuch des Katalanischen. Das Interesse an diesem Text gründet sich auf die Information, die es uns über zwei Sprachen liefert, Latein und Katalanisch. Mit dem fast gleichzeitig erschienenen *Universal Vocabulario en latín y en romance* von Alfonso de Palencia teilt er viele Merkmale: ausgehend vom Latein, das es zu unterrichten gilt, liefert er uns eine ganze Reihe lateinischer Äquivalente und umgekehrt. Die Sätze, die Joan Esteve auf Katalanisch anführt, sind alles Übersetzungen aus dem Latein, die syntaktischen Interferenzen sind beträchtlich (Konjunktiv statt Indikativ etc.). Der Wortschatz ist im wesentlichen der des westkatalanischen Sprachraumes: auffallend häufig sind die Italianismen, selten jedoch Wörter kastilischen Ursprungs. Es folgt eine Liste der wichtigsten Erst- und Einzeldokumentationen von Wörtern und Bedeutungen (p. 123–138). Zusammenfassend gibt der Autor folgendes Urteil über das *Liber Elegantiarum* ab: zweifellos handelt es sich um ein wichtiges lexikographisches Werk, einzigartig sowohl inhaltlich als auch was die Erstdokumentation bestimmter Wörter anbelangt, jedoch von geringem didaktischem Nutzen, weil umständlich zu konsultieren. Erwünscht wäre eine Facsimileausgabe, die die zahlreichen Irrtümer und Transkriptionsfehler erfassen könnte, sowie ein systematisches Glossar des katalanischen Wortschatzes, der im Kommentar enthalten ist.

6. Amadeu-J. Soberanas, *Les edicions catalans del diccionari de Nebrija* (p. 141–203).

Abgesehen vom lateinischen Wörterbuch *Comprehensorium* (1475) von Johannes und dem *Liber Elegantiarum* (1489) von Joan Esteve sind die ältesten katalanischen Wörterbücher Übersetzungen des *Dictionarium latino-hispanicum* (Salamanca 1492) und des *Dictionarium hispano-latinum* (1495) von Elio Antonio de Nebrija. Die erste Übersetzung geht zurück auf 1507. Der Autor, Gabriel Busa, ein Augustinermönch, übersetzt fast wörtlich und führt nur einige graphische Änderungen ein. Eine zweite Ausgabe von 1522 folgt der Originalausgabe von Saragossa (1514), dann kommen das Projekt eines lateinisch-griechisch-katalanischen und katalanisch-lateinischen Wörterbuchs von 1539, eine weitere Version von 1559 im Hause des Typographen Claudi Bornat, die neben Nebrija auch ein anderes geographisches Wörterbuch katalanisch-lateinisch verwendet sowie ein *Dictionarium medicum*. Eine projektierte Edition von 1564 und eine Neuauflage des Bornatschen Wörterbuchs (1584) folgen noch vor dem letzten Neudruck von 1587. Eine detaillierte Biographie der Herausgeber und Verleger sowie die vollständige Reproduktion der Titel beschließt diese ausführliche Dokumentation.

7. Rolf Eberenz, *El «Calaix del Sastre» del Baró de Maldà i la problemàtica de la «Decadència»* (p. 205–221).

Der *Calaix del Sastre*, Tagebuch des Baró de Maldà, fällt in die Zeit des extremen kulturellen Niedergangs Kataloniens unter dem bourbonischen Zentralismus. Der Verfasser, ein Angehöriger der Adelsschicht und Feind der französischen Revolution, schreibt unter dem direkten Einfluß der literarischen Modelle des «castellano»; eine Untersuchung der kastilischen Wörter in seinem Werk drängt sich auf. Phonologische Schwierigkeiten bieten die Laute /ð/ und /ʒ/, mit unterschiedlichen Ergebnissen in diesem Text (p. 211). Die Lehnwörter aus dem Kastilischen umfassen die Bereiche Bau, Behausung, Küche, Musik, Kleidung, Transportmittel und Militärwesen, die zum größten Teil mit dem Begriff selbst nach Katalonien gekommen sind (p. 212–213). Die Endung -o des Lehnwortes wird beibehalten (*manto*), ein Großteil des Derivationssystems des Spanischen übernommen (-azo/-ido/-ero) (p. 214–216);

oft dient das spanische Wort auch zur Vermeidung von Polysemien (*palco* 'Theaterloge' vs *llogja* 'Loge, Terrasse') oder als Euphemismus (*tossino* vs *porc*), oftmals ist das differenzierte katalanische Vokabular verlorengegangen, was eine Übernahme des spanischen Terminus erforderlich macht (*arrepentir-se* vs *penedir-se*) (p. 217–220). Der katalanisch-kastilische Bilinguismus stellt einen Modellfall zweier Sprachen in dauerndem Kontakt dar. Eine detaillierte Untersuchung dieser Phänomene könnte zu einer Theorie des kastilischen Einflusses auf das Katalanische führen (p. 220–221).

8. Artur Quintana i Font, *El lèxic de la Codonyera* (p. 223–233).

Es werden hier die Ergebnisse einer Dialektstudie präsentiert, die punktuell die Sprache eines Dorfes an der katalanischen Sprachgrenze zu Aragon herausgreift. Von den insgesamt 4731 gesammelten Wörtern ist die Zahl der Termini kastilischen Ursprungs besonders hoch, besonders bei der Jugend (p. 225–228), weiterhin die aragonesischer (p. 228–230), selten jedoch die ost-katalanischer Herkunft (p. 230–1). Wiederum erweist es sich als unmöglich, das Katalanische klar in eine nord-östliche und eine südliche Zone zu trennen, die Übergangsphase ist zu breit (p. 231–2); 316 Wörter lokaler und regionaler Reichweite sind neu erfaßt worden (p. 232), auch die Redensarten sind von Interesse (p. 233).

9. Max W. Wheeler, *Problems lèxics per al generativista: els mots catalans a doble arrel* (p. 235–249).

Der Autor stellt hier generative Formalisierungsversuche für drei bisher noch kaum untersuchte Typen von Komposita auf: Verb + Nomen (*guardaespatlles*), Adverb mit Suffix auf *-ment* (*estranyament*), Adjektiv bestehend aus Nomen + Adjektiv (*capbaix*), wobei es bestimmte Besonderheiten zu erfassen gilt, so im ersten Fall den Unterschied Singular vs Plural, im zweiten die weibliche Form des Eigenschaftswortes sowie den phonologischen Aspekt.

10. Lluís Marquet i Ferigle, *Els neologismes científics* (p. 251–268).

Der Fortschritt von Wissenschaft und Technik bringt automatisch eine große Zahl von Neologismen mit sich, deren Bildung oft recht unglücklich ist. Im Falle des Katalanischen gilt es, stets die entsprechende Form in den nächstliegenden romanischen Sprachen zu berücksichtigen (Spanisch, Französisch, Italienisch) (p. 252). Während die Zuordnung einer neuen Bedeutung normalerweise keine Probleme stellt, wenn es sich um ein bereits vorhandenes Wort handelt, so muß bei der Einführung eines neuen Wortes berücksichtigt werden; 1. komparative Analyse der Bildung des Wortes in der anderen Sprache und im Katalanischen. 2. mögliche Parallelismen zwischen dieser Sprache und dem Katalanischen. 3. Vergleich mit dem bereits bestehenden Wortschatz. Im weiteren kommt der Abklatsch in Frage, ein Verfahren, bei dem Vorsicht geboten ist (p. 254); andere Wörter, besonders die Anglizismen, müssen vorläufig in ihrer Originalform übernommen werden, weil von universeller Bedeutung (*folklore*, *hardware*) (p. 255–6); besonders künstlich ist der Initialen-Neologismus (*PAL*, *FORTTRAN*) (p. 261). Weiterhin stellen Graphie, Aussprache und der Gebrauch der Bindestriche als Bildungselement (*físico-químico*) gewisse Probleme (p. 264–5), im allgemeinen aber ist die Frage des Neologismus im Katalanischen nicht schwerer zu lösen als in anderen Sprachen (p. 266).

11. Jordi Carbonell, *La literatura catalana durant el període de transició del segle XVIII al segle XIX* (p. 269–313).

12. Antoni-Lluc Ferrer, *Els orígens de la «Renaixença» a Mallorca* (p. 315–332).

13. Sergi Beser, *Les limitacions narratives de Narcís Oller* (p. 333–347).

14. Mathilde Bensoussan, *L'estructura de la cèl·lula familiar en les novel·les de Narcís Oller* (p. 349–368).
15. Alan Yates, *Vilaniu dins la trajectòria literària de Narcís Oller* (p. 368–394).
16. Geoffrey Ribbans, *La poesia de Maragall dins el context del simbolisme europeu* (p. 395–406).
17. Pere Ramírez i Molas, *Maragall, traductor de Novalis* (p. 407–429).
18. Giuseppe Sansone, *Gabriel Alomar i el futurisme italià* (p. 431–457).
19. Josep M. Castellet, *Aspectes estilístics de Josep Pla* (p. 459–473).

Die neunzehn Aufsätze, die in diesem Band zusammengefaßt sind, vermitteln ein gutes Bild der gegenwärtigen Forschungsarbeit auf dem Gebiet der katalanischen Philologie. Eindeutig werden die Schwerpunkte gelegt: Lexikographie, Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts, «Renaixença» und «Decadència». Besondere Aufmerksamkeit gilt den Schriftstellern Narcís Oller und Joan Maragall.

Albert von Brunn



CONCEPCIÓN LLEÓ, *Problems in Catalan Phonology*, Seattle, University of Washington, 1970, 62 p. (Dactyl.) (*Studies in Linguistics and Language Learning* 8).

Les études sur la phonologie du catalan ne sont guère nombreuses. Un travail comme celui d'Armando de Lacerda et Antoni Badia Margarit, *Estudios de fonética y fonología catalanas*, publié par le Consejo Superior de Investigaciones Científicas, à Madrid en 1948, fait désormais figure d'ancêtre. Badia lui-même, le plus éminent des linguistes catalans actuels, a écrit encore dans ce domaine un article important: *Problemes de la conmutació consonàntica en català*¹, Emilio Alarcos Llorach une rapide vue d'ensemble du *Sistema fonemático del catalán*².

Il faut en venir à des temps plus récents – et à l'impulsion donnée par la grammaire générative de Chomsky – pour trouver de nouvelles contributions. Dans ce sens, la brochure que nous présentons fait date. C'est la publication non révisée – nous avertissons l'auteur – d'un mémoire pour le M. A. présenté à l'Université de Seattle en 1968, qui se présente, modestement, comme un essai, «a mere preliminary step to a deeper analysis of Catalan Phonology». Dès la première ligne l'auteur indique ses principes méthodologiques: «The present study is done within the framework of Generative Phonology».

Les problèmes examinés sont ceux de la formation du pluriel et du féminin, avec un certain nombre de changements vocaliques et d'assimilations de consonnes sonores ou nasales qui y sont impliqués. Tout l'effort de l'auteur consiste à découvrir une série de règles (au nombre de 41, qui peuvent être regroupées et réduites à 22) de phonologie générative, grâce auxquelles on peut atteindre une grande simplification dans la description des processus morphophonémiques. Les analyses sont justes et rigoureuses. Et, comme l'auteur le dit elle-même, plus ces analyses sont approfondies, plus elles postulent des formes de base abstraites pour chaque série de vocables – «forme de base» dont la fonction en grammaire générative est de remplacer les «racines» de la philologie traditionnelle...

¹ *BF* 21 (1965), 213–335.

² *Archivum* 3 (1953), 135–146.

Depuis la publication de son mémoire, M^{me} Concepción Lleó nous a offert, lors du III^e colloque de langue et de littérature catalanes, à Cambridge en 1973, une deuxième *Contribució a la fonologia generativa del català: reestructuració en la gramàtica?*, élaborée en collaboration avec M. Joan Mascaró³. Cette étude est une véritable monographie sur le [w], aussi bien dans la langue actuelle que dans l'évolution historique. Les auteurs cherchent à montrer que la grammaire actuelle n'est pas une compilation, pour ainsi dire un calque, de l'histoire de la langue, mais qu'il y a eu, dans la langue actuelle, un certain genre de *restructuration* ou de simplification de la grammaire.

Ramon Sugranyes de Franch



HENRI STIERLIN, *Die Visionen der Apokalypse. Mozarabische Kunst in Spanien*, Zürich und Freiburg i. Br. (Atlantis) 1978, VII + 252 p.

Sprache und Literatur der Mozaraber haben der Forschung bei weitem noch nicht alle Geheimnisse preisgegeben. Umso dankbarer ist der Philologe, wenn er aus Nachbarbereichen Hinweise auf die Kultur der unter islamischer Herrschaft in Südspanien zurückgebliebenen Christen erhält sowie auf die kulturellen Beziehungen zwischen mozarabischem Süden und christlichem Norden, wobei diese Beziehungen zum Teil durch die Auswanderung von Mozarabern in die christlichen Königreiche – in verschiedenen Epochen – geprägt wurden. Solche Hinweise bekommt der Hispanist durch das hier anzuzeigende Werk¹. In seinem Zentrum steht der Apokalypsen-Kommentar des Mönchs Beatus, der, wie Stierlin wohl zu recht annimmt, «einer von den zahlreichen christlichen Emigranten aus dem Süden war und aus Córdoba, Mérida, Toledo, vielleicht sogar aus Sevilla stammte» (p. 83). Nur aufgrund der literarischen und religiösen Tradition des Südens ist seine umfassende Bildung zu verstehen. «Er beherrschte das theologische Schrifttum seiner Zeit aufs beste, kannte genau die lateinische Patristik, verfügte über eine reiche Bibliothek, um seinen Apokalypsen-Kommentar zu verfassen» (p. 83). Beatus gehörte zu den christlichen Emigranten der ersten Zeit. Noch im 8. Jahrhundert hat er seinen Kommentar im Kloster Liébana in Asturien geschrieben. Dieser Apokalypsen-Kommentar wurde in der Folge in verschiedenen Handschriften mit mozarabischen Miniaturen illustriert. Die entsprechenden Kodizes mit ihren Visionen von Himmel und Hölle erhielten eine eminent politische Bedeutung. Sie manifestierten und erneuerten ständig die Gewißheit der Christen Nordspaniens, «daß Christus als rächender Reiter seine Gefolgschaft aufrufen werde, ihm im unermüdlichen Kampf gegen die Ungläubigen zu folgen, bis die islamische Herrschaft einmal beendet würde»².

H. Stierlin untersucht die Miniaturen von 10 Kodizes, die zwischen 930 und 1086 zu datieren sind. Von dem berühmtesten unter ihnen, der Facundus-Handschrift, 1047 im Kloster San Isidoro in León entstanden, wird die Hälfte der 98 Miniaturen in ganzseitigen

³ *Actes del tercer col·loqui internacional de llengua i literatura catalanes*, Oxford 1976, p. 61–80. – JOAN MASCARÓ est aussi l'auteur d'un mémoire de licence présenté à l'Université de Barcelone, qui n'a pas été publié, à ma connaissance: *Fonologia catalana: processos segmentals i ordenació cíclica*.

¹ Es handelt sich dabei um die von HANNA WULF besorgte deutsche Übersetzung und Bearbeitung des 1978 in Genf (Editions SIGMA) erschienenen Werks *Le Livre de Feu – L'Apocalypse et l'art mozarabe*.

² So G. DUBY, Professor für Mediävistik am Collège de France, in seinem Vorwort, p. VI.

hervorragenden Farbproduktionen wiedergegeben³. Als Kunsthistoriker stellt Stierlin die Illustrationen zum Beatus-Kommentar in weite geschichtliche und kunstgeschichtliche Zusammenhänge. Für den Sprachhistoriker ist die Erkenntnis wichtig, daß die mozarabischen Miniaturen nur aufgrund des ständig erneuerten Kontakts zwischen Süden und Norden der Pyrenäenhalbinsel verstanden werden können und daß in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, in dem letzten von Stierlin untersuchten Kodex (1086 in Burgo de Osma entstanden), sich eine Abkehr von den grundlegenden Akzenten der mozarabischen Kunstüberlieferung zeigt und eine Hinwendung zu der gemilderten Ausdrucksform fränkisch-romanischen Stils.

Besonderes Interesse wird der Philologe auch jenem Kodex schenken, der um die Mitte des 10. Jahrhunderts im Kloster San Millán de la Cogolla entstanden ist, einem Kloster, das auch in seiner Architektur⁴ mozarabische Einflüsse aufweist. In San Millán laufen viele Fäden zusammen: Als der wunderbare Apokalypsen-Kodex dort entstand⁵, befand sich in der Bibliothek des Klosters auch der aus dem vorangehenden Jahrhundert stammende Kodex *Aemilianensis* 60⁶, dessen Inhalt J. B. Olarte folgendermaßen beschreibt: «cuentecillos de las *Vitae Patrum* que se remontan a los siglos IV y V, textos litúrgicos y hagiográficos, como la pasión y oficio de los santos Cosme y Damián, una meditación de las señales que precederán al Juicio Final, y sermones que, como el oficio litúrgico, pertenecen a la tradición visigótico-mozárabe»⁷. In diesen Kodex wurden, nach der *communis opinio*⁸, nur eine knappe Generation nach der Entstehung des Apokalypsen-Kodex die berühmten *Glosas Emilianenses* eingetragen, und im 13. Jahrhundert dichtete Berceo im gleichen Kloster seine Strophen *De los signos que aparescerán ante del Juicio*. Das Werk von Stierlin erlaubt es unter anderem, einen direkten Blick in ein kulturelles Zentrum Nordspaniens zu werfen, das während Jahrhunderten bestand und dessen Schätze vielleicht noch gar nicht alle gehoben sind⁹.

G. H.



INGO NAGEL, *Die Bezeichnung für «dumm» und «verrückt» im Spanischen, unter Berücksichtigung ihrer Entsprechungen in anderen romanischen Sprachen, insbesondere im Katalanischen und Portugiesischen*, Tübingen (Niemeyer) 1972, IX + 340 p. (*Beihefte zur ZRPh*, 126).

Wegen der besonders ausgeprägten Produktivität bildet das Wortfeld der Dummheit eines der interessantesten Kapitel der Onomasiologie. Die bisherigen Studien zu prinzipiellen Pro-

³ Der Rest der 111 Farbillustrationen umfaßt vergrößerte Ausschnitte von Illustrationen der Facundus-Handschrift sowie Reproduktionen von Miniaturen aus anderen Kodizes und Bilder von Bauten mit mozarabischem Einschlag. Daneben enthält der prächtige Band 50 Schwarz-weiß-Abbildungen in einem Bildverzeichnis zur Facundus-Handschrift und über 40 Zeichnungen, als Anschauungsmaterial zu Fragen der Buchillustration und der Architektur, sowie drei geographische Karten.

⁴ Zum Beispiel in den «arcos de herradura».

⁵ Heute in der Escorial-Bibliothek; cf. die Reproduktionen auf den Seiten 50, 51, 53, 56, 58, 59, 61, 64.

⁶ Cf. seine Reproduktion in *Las Glosas Emilianenses*, Madrid (Ministerio de Educacion y Ciencia), 1977.

⁷ *Las Glosas Emilianenses*, cit., p. 18.

⁸ F. RICO glaubt allerdings, «que las Glosas dificilmente pueden ser anteriores al último tercio del siglo XI»; cf. *Historia* 16, p. 76.

⁹ In einem Beitrag zur Festschrift Coseriu versuche ich den Nachweis zu erbringen, daß möglicherweise auch das *Auto de los Reyes Magos* in San Millán de la Cogolla entstanden ist.

blemen in einzelnen romanischen Sprachen oder zu Einzelwörtern bilden Legion¹, bei allgemeinen Abhandlungen zur Semasiologie oder Onomasiologie werden Beispiele aus diesem Bereich gerne herangezogen. Das Thema interessiert gleichermaßen den synchronischen Fragestellungen zugewandten Linguisten wie den Sprachhistoriker und Etymologen²; dieser Umstand mag wohl dazu beigetragen haben, daß der Verfasser das in der Einleitung skizzierte Programm einer Wort- und Begriffsfeldstudie (p. 1–8) zugunsten einer das Einzellexem in den Mittelpunkt rückenden Darstellung aufgegeben hat und eigentlich erst im Schlußkapitel (p. 299–307) auf die eingangs definierte Aufgabenstellung zurückkommt.

Die Materialien entnimmt Nagel im wesentlichen drei Hauptquellen: Wörterbüchern, literarischen Werken mit umgangssprachlichem Einschlag sowie vier Gewährsmännern; was die durch Befragung gewonnenen Lexeme betrifft, so können wir seine rigoristische Aussage, ein deutscher Sprecher wisse nicht, ob *schwachsinnig* zu seinem aktiven Wortschatz gehöre, Fragen vom Typ «wie verwenden Sie *tonto*, wie *bobo*?» seien mithin «absolut unergiebig» (p. 6s.), nicht teilen; sicher kann nicht jeder Sprecher spontan sein muttersprachliches Vokabular in aktiven und passiven Wortschatz gliedern, doch wissen wir vor allem aus der Erfahrung der Sprachgeographie, daß die Mehrzahl der Sprecher über ihren aktiven Wortschatz recht gute Kenntnisse besitzt³. Immerhin steht diese Praxis auch im Widerspruch zu den über den Gebrauchs- und Verkehrswert der einzelnen Lexeme gemachten (meines Erachtens doch recht soliden) Ausführungen (p. 301ss.): hier verläßt sich Nagel bei seinen Klassifikationen eher auf subjektive Einstufungen als auf die seinen theoretischen Postulaten eher entsprechenden Frequenzwörterbücher, die ohne Begründung völlig übergangen wurden⁴.

Was die Arbeit vor allem auszeichnet, sind der reiche Informationswert der Materialsammlung, die auch ohne Berücksichtigung der vorhandenen Lokalmonographien beeindruckt, die klare Gliederung der Bezeichnungen in Wortfelder (dumm-allgemein, d-ohne Verstand, d-einfältig, d-unwissend, leicht verrückt, pathologisch verrückt), die präzise – manchmal aber auch leicht überzeichnete – Erklärung und Beschreibung der Motivationen (semantischer, morphologischer, phonetischer oder historischer Art), die zur Entstehung der jeweiligen Bezeichnung geführt haben, die verlässliche Analyse der soziologisch bedingten Stilwerte oder der Registerzugehörigkeit sowie die Darstellung des Bereiches, den Nagel die «Gefühlsobertöne» nennt (pejorativ, intensivierend, abschwächend, humoristisch, archaisch). Hier wurde verlässliche Arbeit geleistet und ein bedeutender Beitrag zu semasiologischen wie onomasiologischen Fragestellungen des heutigen Spanisch und zur hispanischen Lexikographie erbracht; diesen positiven Gesamteindruck können auch die recht zahlreichen Druck-

¹ z. B. A. HEINS, *Die Ausdrücke zur Bezeichnung der Dummheit im Französischen*, Berlin 1957 (masch. schr.); E. HERZBERGER, *Ausdrücke für Dummheit in der französischen Schriftsprache und im Argot*, Wien 1952; B. TECHTMEIER, *Über die Synonymie der Bezeichnungen für 'dumm' und 'klug, gescheit' in der rumänischen Gegenwartssprache*, in: *Beiträge zur rumänischen Philologie*, ed. W. BAHNER, Berlin 1968; R. TRUJILLO, *El campo semántico de la valoración intelectual en español*, Las Palmas de Gran Canaria 1970.

² Cf. inzwischen H. MEIER, *Die Onomasiologie der Dummheit*, in: *Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse*, Jg. 1972, 2. Abh., Heidelberg 1972; cf. auch K. BALDINGER, *Zum Einfluß der Sprache auf die Vorstellungen des Menschen. Volksetymologie und Parallelverschiebung*, in: *Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse*, Jg. 1973, 2. Abh., Heidelberg 1973, passim.

³ Cf. X. RAVIER, *L'incidence maximale du fait dialectal*, in: G. STRAKA (ed.), *Les dialectes romans de France à la lumière des atlas régionaux*, Strasbourg, 14–28 mai 1971, Paris (C.N.R.S., 930) 1973, p. 43–59.

⁴ Vor allem A. JUILLAND, E. CHANG-RODRIGUEZ, *Frequency Dictionary of Spanish Words*, London/The Hague/Paris 1964.

fehler, die in der uneinheitlich konzipierten Bibliographie noch zunehmen, nur unwesentlich einschränken.

Sicher sind einige Detailerklärungen zu überprüfen und wohl auch zu korrigieren, wie etwa die sprachhistorische Erklärung der Verwendung von Musikinstrumenten oder Gegenständen, die zur Tonerzeugung dienen, in der Bedeutung «tonto, soso», die für Nagel bei *zambombo* (zu *zambomba* «Hirtentrommel») dadurch motiviert ist, daß «das Instrument von (als einfältig geltenden) Hirten gespielt wird» (p. 10). Baldinger/Rivarola haben in diesem Zusammenhang auf die Tatsache hingewiesen, daß die Motivation eher in dem wiederholten Schlagen auf die Trommel zu suchen sein dürfte⁵ (cf. auch dt. *beklopft*), doch ließe sich die Übertragung auch mit dem Bild der Trommel als eines unförmigen Behälters (cf. auch arag. *caldereta* «que es de corto ingenio o talento», zu *caldereta* «kleiner Kessel», oder sp. *cabeza de tarro* «Dummkopf», zu *tarro* «Tiegel, Einmachtopf»; Nagel p. 20ss.) verbinden oder mit dem eintönigen Geräusch des Instruments verknüpfen. Auch bei der Erklärung der metaphorischen Verwendung von Behältern würde der Rezensent nicht zuerst an «altes, minderwertiges Zeug» als *tertium comparationis* denken, sondern eher an die Tatsache, daß diese Gegenstände alle hohl sind, cf. auch lt. *cavus* «hohl» → «nichtig, gehaltlos»⁶, usw.; doch sollte man hier mit Kritik zurückhalten, denn gesicherte Erklärungen können wohl erst dann erwartet werden, wenn die romanische wie die allgemeine Wort- und Metaphernforschung sich intensiver der Iosemen- und Universalienproblematik angenommen hat.

Christian Schmitt



HELMUT BERSCHIN, *Präteritum- und Perfektgebrauch im heutigen Spanisch*, Tübingen (Niemeyer) 1976, 175 p. (*Beih. ZRPh. 157*).

Der Gesamteindruck dieser Arbeit ist sehr positiv. Hier wird auf einer soliden und verhältnismäßig breiten Materialgrundlage, unter angemessener und möglichst vollständiger Berücksichtigung der bisherigen Forschung, der Versuch unternommen, zwei sich eng berührende Zeiten des spanischen Tempussystems gegeneinander abzugrenzen. Es ist wohlthuend, daß der Autor nicht anhand von wenigen Beispielen über Tempus und Tempusverwendung theoretisiert und philosophiert, sondern sich bemüht, aus Analyse und Interpretation eines gegebenen Korpus Hypothesen über den kommunikativ adäquaten Gebrauch der untersuchten Tempora und damit über ihre Funktion zu erarbeiten¹. Das Korpus, über dessen

⁵ *Designaciones del concepto de «tonto» en la América Española*, Homenaje a A. Rosenblat, Caracas 1974, p. 59–81.

⁶ MENGE-GÜTHLING, *Enzyklopädisches Wörterbuch der lateinischen und deutschen Sprache*, 1. Teil, Berlin/München/Zürich 1965, p. 114a.

¹ Zum Theoretisieren neigt der Autor viel eher im Methodischen. Auch ich bin der Meinung, daß die methodischen Grundlagen einer Arbeit geklärt und reflektiert sein müssen. Für mich geht aber Berschin in dieser Hinsicht zu weit, was zu gewissen Schwerfälligkeiten führt. Dies gilt auch bei der statistischen Auswertung der Testergebnisse, wo man sich fragen kann, ob die strenge Exaktheit der Methode dem Material wirklich angemessen ist. Gelegentlich hat man auch den Eindruck, die Vertrautheit mit verschiedenen linguistischen Methoden verleite den Autor zu Darstellungen, die für seine Argumentation nicht weiterführend und daher eher belastend sind. Dies trifft meiner Meinung nach etwa für die prädikatenlogischen Formalisierungen und die Aufstellung von Chomskyschen Strukturbäumen in Kapitel A 3 zu.

Entstehung man allerdings gerne etwas mehr wüßte, besteht aus rund 400 Mikrotextrn, d. h. «kommunikativ abgeschlossenen Situationsäußerungen oder Kurzdialogen», die «aus wenigen in der Regel nicht-komplexen Sätzen» bestehen (p. 4). Die Bearbeitung wird mit Hilfe von vorwiegend einem einzigen spanisch-sprachigen Informanten vorgenommen und führt zu folgenden Hypothesen (p. 45):

- H 1: Das Präteritum steht im europäischen Spanisch nur dann, wenn ein Ereignis sprechzeitvorzeitig und nicht im Zusammenhang mit der Sprechsituation ist.
- H 2: Das Perfekt steht im europäischen Spanisch nur dann, wenn ein Ereignis sprechzeitvorzeitig und im Zusammenhang mit der Sprechsituation ist,
oder
- H 3: wenn ein Ereignis sprechzeitgerichtet ist.
- H 4: Das Präteritum steht im kolumbianischen Spanisch nur dann, wenn ein Ereignis sprechzeitvorzeitig ist.
- H 5: Das Perfekt steht im kolumbianischen Spanisch nur dann, wenn ein Ereignis sprechzeitgerichtet ist.

Da ich das amerikanische Spanisch im allgemeinen und das kolumbianische im besonderen nicht aus eigener Anschauung kenne, äußere ich mich nicht zu den Ergebnissen, die sich auf den hispanoamerikanischen Bereich beziehen². In dieser Besprechung sollen die Hypothesen 1 bis 3 etwas genauer betrachtet werden. Wie die anderen Hypothesen, überprüft sie der Autor durch klug erdachte und sorgfältig durchgeführte Tests mit spanischen Studenten. Dabei ergibt sich, daß die Hypothese 2 falsifiziert wird. Die Abweichungen sind so zahlreich, daß schließlich der Beginn der Hypothese («Das Perfekt steht...») ersetzt wird durch die vorsichtiger Formulierung «Perfekt tendenz besteht...». Warum diese Schwierigkeiten? Offensichtlich darum, weil der Begriff «Zusammenhang mit der Sprechsituation» gar nicht so scharf ist, daß er als Grundlage für eine wirklich verbindliche Regel verwendet werden kann.

«Sprechzeitgerichtet» ist nach Berschin ein Ereignis dann, wenn es «bis zur Sprechzeit, also 'bis jetzt', realisiert bzw. – bei Verneinung – nicht realisiert» wird (p. 13). Das heißt, es besteht objektiv gesehen keine Zeitlücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Das Ereignis, das, vom Sprechenden her gesehen, sich Richtung Vergangenheit entfernt, tut dies direkt und nahtlos von der Gegenwart aus. Solche Kontinuität läßt sich eindeutig feststellen. Anders steht es, wenn nur ein «Zusammenhang mit der Sprechsituation» vorhanden ist. Dabei supponiert Berschin eine Zeitlücke, die aber überbrückt ist. Wie groß darf die Lücke sein, damit noch von Zusammenhang gesprochen werden kann? Dies läßt sich mit objektiver Zeitmessung allein nicht bestimmen. Der objektive Zeitablauf gibt allerdings wichtige Anhaltspunkte, und Berschin bringt diese Anhaltspunkte sehr schön in den Blick durch das Studium der Kompatibilität zwischen den untersuchten Tempora und den Zeitindikatoren (temporal-deiktische Adverbien und Adverbiale)³. Aber dies alles schafft keine wirklich obligatorischen Regeln. Der Sprechende bewahrt einen Spielraum, in dem er sein subjektives

² Ich deute auch nur an, daß der Verfasser in einem sehr ansprechenden historischen Exkurs den Versuch unternimmt, die Entstehung der Abgrenzungstheorie zwischen Präteritum und Perfekt in der Grammatikerliteratur des 16. Jahrhunderts (nicht nur in Spanien, sondern auch in Italien und Frankreich) darzustellen und anhand von ausgewählten Textanalysen (*Celestina* und *Diálogos apazibles* von John Minsheu) den vorklassischen Gebrauch der beiden Tempora zu bestimmen, womit er die Hypothese überprüfen will, wonach der Präteritum- und Perfektgebrauch des heutigen kolumbianischen Spanisch identisch sei mit dem der vorklassischen Sprache im Mutterland.

³ Zu bedauern ist nur, daß sich dabei im Schema p. 62 ein sinnstörender Fehler eingeschlichen hat, indem die beiden Ausdrücke «sprechzeitnachzeitig» und «sprechzeitvorzeitig» verwechselt wurden.

Verhältnis zu den vergangenen Ereignissen zum Ausdruck bringen kann. Aus diesem Grund läßt sich der «Faktor 'Zusammenhang mit der Sprechsituation' ... linguistisch nicht trennscharf operationalisieren» (p. 147).

Ich weiß nicht, ob H. Berschin meine Überzeugung teilt, daß das Tempussystem einer Sprache ein Auffassungsschema der «erlebten Zeit» ist⁴. Meiner Meinung nach zeigt aber gerade seine sorgfältige Untersuchung, daß man bei der Deutung von Tempusproblemen nicht vom Zeiterleben des Menschen abstrahieren kann.

Darauf weisen besonders auch jene Stellen hin, an denen die Erscheinung anklingt, daß in emphatischer Rede das Perfekt gelegentlich anstelle des Präteritums verwendet wird (p. 39–41 und 141). Berschin geht auf diese Fälle nicht näher ein, da er nur «registerneutrale» Kommunikation untersuchen will. Ich glaube jedoch, daß gerade die angedeutete Möglichkeit Licht auf die Grundlagen des Unterscheidungsmechanismus wirft⁵.

Auch die Frage nach der verschiedenen Abgrenzung von Präteritum und Perfekt bei diastratischen Unterschieden wird nur angedeutet. Zwar zitiert Berschin den Satz aus dem *Esbozo* «El habla vulgar madrileña muestra cierta inclinación en favor de *he cantado*» (p. 466, N 2), doch geht er etwas leichtfertig über diese Feststellung hinweg. Einerseits überprüft er diese These nur unter dem Gesichtswinkel der Opposition 'Madrid: Nicht-Madrid', andererseits stellt er in bezug auf den möglichen Einwand, seine Testpersonen, alle Studenten, seien nicht repräsentativ für die soziale Schichtung, einfach fest: «Wir setzen voraus, daß die Präteritum-Perfekt-Setzung zum Kern des grammatischen Systems der spanischen Sprache gehört und schichtunabhängig funktioniert. Die entsprechenden Regeln werden schon in der Kindersprache internalisiert» (p. 97).

Das sind kleine Einwände, die lediglich zeigen sollen, daß das Problem der Abgrenzung zwischen Präteritum und Perfekt im heutigen Spanisch noch nicht in allen Teilen endgültig gelöst ist. Die sorgfältige Arbeit von H. Berschin hat uns aber in vielen Aspekten einer Lösung nähergebracht.

G. H.



ANCHEL CONTE, CHORCHE CORTÉS, ANTONIO MARTÍNEZ, FRANCHO NAGORE, CHESÚS VÁZQUEZ,
El aragonés: identidad y problemática de una lengua, Zaragoza (Librería general) 1977,
166 p. (Colección Aragón 7).

In drei Kapitel gegliedert, bietet dieses Buch eine sehr gelungene Darstellung der aragonesischen Sprache und Literatur. Im ersten Kapitel wird die Sprache diachronisch und synchronisch dargestellt und ihre Stellung innerhalb der Romania diskutiert. Es folgt im zweiten Kapitel eine Geschichte der aragonesischen Literatur, und im dritten Kapitel werden die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Ursachen, die die prekäre Lage des Aragonesischen heute bestimmen, analysiert. Ein Programm für die Festigung und Pflege der aragonesischen

⁴ Die Studie, in der ich diese Auffassung H. Weinrich gegenüber vertreten habe (*VRom.* 26 [1967], 199–212), findet sich nicht in seiner Bibliographie, wohl aber die zwei Jahre früher in dieser Zeitschrift erschienene Studie über *Tempus, Aspekt, Modus*, in der meine Grundgedanken auch schon enthalten sind (*VRom.* 24 [1965], 269–301).

⁵ Cf. auch REAL ACADEMIA ESPAÑOLA, *Esbozo de una nueva gramática de la lengua española*, Madrid 1973, p. 466: «A veces la relación con el presente es afectiva: así, ante una misma situación objetiva decimos *Mi padre ha muerto hace tres años*, si aquel hecho repercute en mi sentimiento actual; en cambio, *Mi padre murió hace tres años* no es más que una noticia desprovista de emotividad».

Sprache, das ihr Weiterbestehen garantieren soll, wird skizziert. Eine grundlegende Bibliographie schließt das Werk.

Das Buch ist mit Engagement, ja mit Leidenschaft geschrieben, weit weg von jener Haltung, die im Sterben einzelner Mundarten – lies Sprachen – lediglich ein Umsortieren des Diatops nach dem Diastrat sieht¹. Im Gegensatz dazu ist die Sorge um die Sprache, um ihre Erhaltung und Zukunft, zentrales Thema des Werkes, das sich wie ein roter Faden durch alle Kapitel zieht. Dadurch zeichnet sich das hier besprochene Buch gegenüber den übrigen Werken über das Aragonesische besonders aus, in denen das Sterben der Sprache zwar registriert und die Gründe dafür gelegentlich auch aufgezählt werden, doch der wissenschaftlichen Erkenntnis jede progressive Umsetzung in die Praxis fehlt.

Im folgenden möchte ich auf bestimmte Stellen näher eingehen:

In der Darstellung der historischen Laut- und Formenlehre des Aragonesischen haben die Verfasser zu sehr an spanische Leser gedacht. Anstatt eine Charakterisierung des Aragonesischen wenigstens im Rahmen der benachbarten romanischen Sprachen zu geben, die durch eine Bestimmung der gemeinsamen Neuerungen bzw. des gemeinsamen Verharrens am Tradierten der einzelnen Sprachen zu erreichen wäre, aus der dann die eigentliche Stellung des Aragonesischen herauskristallisiert werden könnte, haben die Verfasser vor allem die Unterschiede gegenüber dem Spanischen besonders hervorgehoben. So wird zwar betont, daß das Aragonesische unter anderem sich durch Erhaltung von PL-, KL-, FL-, -SKL-, G^{E, I}- und P, T, K inlautlich zwischen Vokalen bzw. durch die Neuerungen *-t-* bzw. *-ch-* < *-LL-* und *-mb-* < *-MP-*, *-nd-* < *-NT-*, *ng-* < *NK-* vom Spanischen unterscheidet, nicht aber, ob dadurch das Aragonesische sich vom Katalanischen oder Okzitanischen (Gaskognischen) unterscheidet oder nicht. Ein solcher Weg wird in der Darstellung des Wortschatzes dagegen beschränkt². Man vermißt hier jedoch den spezifischen aragonesischen mit den benachbarten romanischen Sprachen nicht gemeinsamen Wortschatz. Freilich dürften solche Beispiele wie arag. *astí* gegenüber sp., gask., kat. *aquí*, oder mit Einschränkungen arag. *chintar* gegenüber sp. *comer*, gask., kat. *menjar*, die die Verfasser nicht anbringen, nicht gerade zahlreich sein. Ich wüßte nur einige Entlehnungen aus dem Baskischen – *chandra, sabaya, achar ...* – hinzuzufügen, denn die meisten Wörter, die das Aragonesische gegenüber dem Spanischen, Katalanischen und Okzitanischen (lato sensu) auszeichnen, finden sich immer auch in den dem Aragonesischen unmittelbar benachbarten südgaskognischen Mundarten. Daß das so ist, wundert nicht: bekanntlich bilden die oberen Täler auf beiden Seiten der Pyrenäen ein gemeinsames Rückzugsgebiet. Eine morphologische Eigenart des Aragonesischen, die von den Verfassern hier zum ersten Mal veröffentlicht wird, soll besonders unterstrichen werden: es handelt sich um die Bildung des Konditionals. Bekanntlich besitzt das Aragonesische mit größeren Teilen des Gaskognischen und Katalanischen gemeinsam das Morphem *-b-* zur Bildung des Imperfekts aller Konjugationsgruppen. Im Zusammenhang damit, jedoch hier im Gegensatz zum Gaskognischen und Katalanischen, bildet das Aragonesische, wenn auch nur im *tensino*, den Konditional mit der vollen Form von *habere*, also *(h)eba*, und daher *cantarba, meterba, dizirba*, eine sehr schöne Form, die mit Recht in der Schriftsprache eine größere Verbreitung findet (cf. dazu p. 66 u. 89).

¹ Cf. dazu: «Wenn seit der Jahrhundertwende über das allmähliche Verschwinden der gallo-romanischen Dialekte geklagt wird, so übersieht man dabei, daß in Wirklichkeit bloß die gallo-romanische Sprachlandschaft nach dem Diastrat zu umsorziert wird» in: HANS GOEBL, *Taxonomische vs. dynamische Dialektologie*, ZRPh. 92 (1976), 513.

² Einige Einzelheiten sind hier zu berichtigen: *mesache* und *orache* sind Katalanismen, keine Okzitanismen (p. 36); *fiero* dürfte schwerlich aus FOEDUS kommen (p. 53); *arguello* ist ein Arabismus, kein Baskismus (p. 72); auf p. 74 müssen neben den arag. und gask. Etyma auch die folgenden kat. ergänzt werden: *mall, torroc|terroc, mec, espluga* und *remugar*.

In den Bemühungen zur Bildung einer gemeinsamen Schriftsprache scheinen die Verfasser den ostaragonesischen Mundarten eine geringere Bedeutung beizumessen. So werden die Mundarten der A Fueba und der Baja Ribagorza Occidental bei der Aufzählung der einzelnen aragonesischen Mundarten auf p. 82–84 überhaupt nicht erwähnt, obwohl gerade hier das Aragonesische am lebendigsten anzutreffen ist (cf. p. 107). Auch wird das zusammengesetzte Präteritum mit *ir* (*bas fe(r)* statt *faziés*) zum Katalanismus erklärt und aus der Schriftsprache verbannt, obwohl gerade diese Form in *benasqués*, *chistabino* (hier jedoch neben *fayé*) und in der Ribagorza anzutreffen ist, also in großen Teilen des Ostaragonesischen. Ob damit auch zusammenhängt, daß man die Frage der katalanisch-aragonesischen Grenze nur lässig behandelt? Merkwürdig ist die Arbeitsmethode der Verfasser, bei der Bestimmung dieser Grenze die einzelnen Ortsmundarten mit der katalanischen Schriftsprache zu vergleichen, und nicht, wie zu erwarten wäre, mit den benachbarten nordwestkatalanischen Mundarten; eine Bestimmung der Grenze Dorf für Dorf wird jedenfalls nicht angestrebt. Die Verfasser kennen zwar die *zona de transición* zwischen dem Aragonesischen und Katalanischen, doch gehen sie leider auf ihre reiche Problematik – Joan Corominas spricht hier von Fällen von Drei-, ja Viersprachigkeit³ – nicht ein.

Der Frage der Schriftsprache Aragoniens im Mittelalter schenken die Verfasser große Aufmerksamkeit. Sie bestimmen dabei weniger den Anteil der einzelnen Schriftsprachen – Lateinisch, Spanisch, Katalanisch, Okzitanisch, Hebräisch, Arabisch und die Mischformen mit zum Teil größerem aragonesischem Anteil – am Schrifttum in Aragonien, sondern untersuchen vielmehr, ob überhaupt das Aragonesische im Mittelalter als Schriftsprache benutzt wurde. Nach Meinung der Verfasser reflektieren die mittelalterlichen Texte Aragoniens, wenn nicht reines Spanisch, Katalanisch usw., nur Mischformen dieser Sprachen mit dem Aragonesischen, die aber in keinem Fall das tatsächlich gesprochene Aragonesische der Zeit wiedergeben. Die ersten rein aragonesischen Texte begegnen uns erst im XVII. Jahrhundert.

Eine gezielte Suche nach moderneren Texten auf Aragonesisch, vornehmlich des XVIII. bis XX. Jahrhunderts, insbesondere in Zeitungen und Zeitschriften, sowie im Kleinschrifttum und in Handschriften (oft in Privatbesitz) wird hier sicherlich noch manches erbringen. Die bescheidenen Ansätze in dieser Richtung, die das Buch dokumentiert, scheinen trotz einiger Mißerfolge (cf. p. 99), diese Hoffnung zu bestätigen (cf. § 7.1. bis 7.3.). Die lange vernachlässigte Sammlung der mündlichen Literatur auf Aragonesisch hat in letzter Zeit zu recht erfreulichen Resultaten geführt; ich denke vor allem an die *Leyendas del Valle de Chistau* von Lucía Dueso; vieles wird hier noch anzutreffen sein, wenn auch, wie die Verfasser zu Recht betonen, Eile geboten ist.

Das aufgestellte Programm (cf. § 14.) zur Erlangung der *dignité linguistique* für das Aragonesische – Einführung des Aragonesischen als Amtssprache neben dem Spanischen in Hocharagonien, Schule auf Aragonesisch bzw. Aragonesisch in der Schule, Berücksichtigung des Aragonesischen in den Massenmedien – ist zu begrüßen.

Der bibliographische Anhang bezeichnet 273 Titel über die aragonesische Sprache und Literatur. Dazu kommen einige wenige Titel im Innern des Buches über die aragonesische Sprache, darunter zum Beispiel ein so wichtiges Werk wie die schon erwähnten *Estudis* (nicht *Estudios* [!]) *de toponímia catalana*, die unverständlicherweise im bibliographischen Anhang nicht verzeichnet sind, sowie mehrere Titel zur aragonesischen Literatur, darunter unter anderem die gesamte Buchproduktion in aragonesischer Sprache seit 1970, doch sind die bibliographischen Angaben hier leider oft zu global (cf. vor allem § 7.3.; leicht hätte man auf die Werke von Beremundo Méndez in der *ZRPh.* hinweisen können). Insgesamt ver-

³ JOAN COROMINAS, *Estudis de toponímia catalana*, Barcelona 1970, vol. 2, p. 50, N 2.

zeichnet das Buch weit mehr als 300 Titel über die aragonesische Sprache und Literatur. Ein Vergleich mit der *Bibliographie Linguistique* und mit der *Romanischen Bibliographie* ergab zwar erhebliche Unterschiede in der Titelzahl zu Ungunsten der hier besprochenen Bibliographie⁴. Doch die Zahlen täuschen. Die Unterschiede erklären sich in der Hauptsache dadurch, daß die Verfasser des hier besprochenen Buches das Aragonesische außerhalb der Provinzgrenzen von Saragossa, Huesca und Teruel bewußt kaum berücksichtigen, was sicher ein Fehler ist, und daß die laufenden Bibliographien viele kleinere Titel verzeichnen, die später in Sammelbände aufgenommen wurden. Nur wenige wichtige Titel fehlen in der hier besprochenen Bibliographie: Manuel Alvars *Cuestionario* zum *ALEAr.*, einige Titel J. Hubschmids zum vorrömischen Substrat in den Pyrenäen, sowie einige Titel von R. Violant i Simorra zur Bauernkultur Aragoniens.

Im allgemeinen Teil der Bibliographie bleibt unverständlich, daß solche Titel wie das Wörterbuch von Alcover-Moll und die Sprachatlanten der Region unerwähnt bleiben. Wenn man über die katalanische *Renaixença* und das galicische *Rexurdimento* schreibt, ist zumindest verwunderlich, daß man zwar bibliographische Angaben zum *Rexurdimento*, doch keine zur *Renaixença* macht (cf. p. 110).

Artur Quintana



CELSE MUÑIZ, *El habla del Valledor. Estudio descriptivo del gallego asturiano de Allande (Asturias – España)*, Amsterdam (Academische Pers) 1978, XX + 539 p.

Sich auf die Methoden der Prager Strukturalisten und Pikes stützend, beschreibt der Verfasser nach einer kurzen Einleitung über Ziel, Methoden, Aufbau und Grenzen der Arbeit (p. 1–26) die Phonologie und die Morphosyntax der Mundart seiner Heimatgegend (p. 27–403). Im Anhang fügt er einige Spektrogramme (p. 405–18), Listen mit Formantenparametern (p. 420–28), Isoglossenkarten (p. 429–38), eine geographische und kulturhistorische Beschreibung der untersuchten Gegend (p. 439–65) und einige Texte mit Übersetzung (p. 466–511) hinzu. Gegenüber den üblichen dialektologischen Arbeiten hebt sich diese Dissertation einerseits durch die Ausführlichkeit der phonemischen, phonetischen und vor allem morphosyntaktischen Beschreibung der Mundart, andererseits durch die im Prinzip rein synchronische Darstellungsweise und das Fehlen des Wortschatzes ab. Der Untersuchungsgegenstand ist insofern besonders interessant, als das Valledor verwaltungsmäßig zu Asturien gehört, sprachlich aber galizischer Prägung ist. Der allgemeine Sprachwissenschaftler wird in diesem Werk gute Beispiele für eine Menge phonemischer, phonetischer und morphosyntaktischer Phänomene, der vergleichende Romanist eine Fülle Material für mögliche Entwicklungen des Lateins und für die Problematik der Entstehung von Sprachgrenzen finden. Allerdings muß sich letzterer das Material erarbeiten, denn der Autor gibt nur selten historisch-vergleichende Erklärungen (die zudem zu dem synchronistischen Aufbau der Arbeit im Widerspruch stehen).

Nicht deutlich wird die Funktion dieser Untersuchung. P. 2/3 behauptet Muñiz: «Al interés científico general que todo estudio de un habla tiene como aportación a la lingüística,

⁴ Die *Bibliographie linguistique* verzeichnet für die Zeit von 1938/1939 bis 1973 126 Titel gegenüber 103 der hier besprochenen Bibliographie, davon sind 60 gemeinsam; die *Romanische Bibliographie* verzeichnet für die Zeit von 1901 bis 1968 151 Titel gegenüber 119 der hier besprochenen Bibliographie, davon sind 69 gemeinsam.

interesada hoy día en buscar una explicación general para la lengua como fenómeno humano universal, el estudio del habla del Valledor añade el interés particular de ser habla-puente entre el gallego y el leonés ... Ni bablistas ni galleguistas se han preocupado de la zona occidental de Asturias fronteriza con Galicia donde se hablan las variantes asturianas del gallego. Este libro quiere llenar en parte este vacío ... Esperamos además que este estudio pueda significar una contribución a la valiosa obra de investigación que se viene realizando con vistas a la empresa del Atlas Lingüístico de Península Ibérica». Ich glaube kaum, daß eine weitere Beschreibung einer *romanischen* Mundart heute noch *bedeutsame* Ergebnisse für die allgemeine Erklärung der Sprache als individuelles menschliches Phänomen liefern kann. Daß wir es hier mit einer *habla-puente* zu tun haben, mag stimmen; dies ist aber nur zu beweisen, wenn man auch über das lexikalische Inventar und über vergleichbares Material der angrenzenden Mundarten verfügt und wenn man die diachronischen Angaben systematisch mitberücksichtigt. All dieses Material wird jedoch dem Leser vorenthalten. Dennoch wagt der Verfasser sich auf das Gebiet der Hypothesen, ohne daß es ihn störte, zwei entgegengesetzte Möglichkeiten beweislos dahingestellt sein zu lassen: «Es fácil, pues, que ... la situación geográfica haya contribuido al predominio del romance primitivo gallego-portugués sobre un romance leonés en formación ... Sin embargo, todo queda en hipótesis. De los hechos lingüísticos también podría concluirse lo contrario. Si partimos de que los sistemas morfosintáctico y fonológico son los más estables de una lengua y de que en nuestro caso contienen en líneas generales las características del gallego y algunos rasgos típicos del portugués, parece más consecuente pensar que la primera lengua romance hablada en el Valledor haya sido el primitivo 'galaico-portugués'». Daß schließlich das *ALPI*-Projekt ins Stocken geraten ist, müßte jedem Dialektologen bekannt sein.

Ebenfalls unklar bleibt, bei dieser nicht theoretisch ausgerichteten Arbeit, die Ausführlichkeit, mit der die Auffindung und das Wesen von Lauten, Phonemen, Morphemen und Sätzen beschrieben wird. Verständlich wird sie erst, wenn man auf Umwegen erfährt, daß das Ziel des Verfassers ist, diese Art Untersuchungen von Mundarten in Spanien anzuregen und den interessierten, aber linguistisch nicht besonders geschulten spanischen Lesern zu zeigen, wie man eine solche Analyse mit Hilfe von Informanten bewerkstelligen kann. Daß über Methoden und Ausführung dialektaler Aufnahmen eine reichhaltige Literatur besteht (Pop, Alvar, Cortelazzo, usw.) und daß diese nur von geschulten Linguisten (die also auch nicht-spanische Literatur lesen können) ausgeführt werden können, scheint Muñiz zu ignorieren.

Fragwürdig scheint mir die Einheitlichkeit, mit der das Material vorgestellt wird. Ist es möglich, daß die einzigen erwähnenswerten Unterschiede, die der Autor in einem Gebiet von 44 Ortschaften (p. 3) unter 6 Generationengruppen (p. 7) – eine genaue Informantenzahl und -beschreibung fehlen – in einer Zeitspanne von 8 Jahren (1968–75) festgestellt hat, die mehr oder weniger fortgeschrittene Kastilianisierung und die verschiedene Behandlung von L- sind? Letzteres Phänomen wirft die Frage auf, ob in der Gegend von Berducedo nicht eher eine leonesische Mundart gesprochen wird. Tatsächlich gibt Muñiz p. 7 zu, daß «aquí tendríamos más isoglosas del leonés que en el Valledor». Über diese weiteren Isoglossen erfährt man aber nur noch, daß der *yeísmo* in Kastilianismen nur im Valledor, nicht aber in Berducedo vorkommt (p. 173).

Nebst der störenden Vielfalt von Druckfehlern (fehlende/falsche/umgestellte Buchstaben, fehlende Partikeln) sei im einzelnen noch bemerkt:

a) Die Behauptung, es gäbe ein «vacío ... en los estudios dialectológicos asturianos y gallegos» (p. XVII) stimmt für den Kenner der einschlägigen Bibliographien für das Asturianische nicht und für das Galizische nur teilweise.

b) Daß mit dieser Mundart «es posible comunicarse sin dificultad con más de 130 millones de

hablantes del gallego y del portugués (Galicia, Portugal, Brasil, Angola y Mozambique)» (p. 3), dürfte jedem Lusitanisten sehr fragwürdig scheinen.

c) Die Entlateralisierung von *-l-* (<C'L) ist nicht die «solución histórica del leonés frente al gallego» (p. 6, 173), denn dieses Ergebnis findet man auch im ruralen Galizien (cf. R. Carballo Calero, *Gramática elemental del gallego común*, Vigo 21968, p. 75 N).

d) Die Begründung, wonach «el habla del Valledor en castellanismos realiza generalmente el fonema /é/ tónico del castellano como [é] ya que (Kursivierung von mir) procede normalmente de /é/ del latín vulgar» ist nicht einleuchtend.

e) Nachdem bewiesen wurde, daß nach Konsonanten [l] immer durch [r] ersetzt werden kann (p. 152), wird nicht auf die Frage eingegangen, ob das Umgekehrte auch eintritt (hiefür sprechen einige Beispiele p. 154 und 197).

f) P. 186–187 und 197 fehlt ein Hinweis über die Neutralisierung von /θ/ und /t/ (cf. p. 154).

g) Die Opposition *determinación/no determinación* schließt die Opposition *artículo + sustantivo/no artículo + sustantivo* nicht aus, wie p. 251 suggeriert wird.

h) Nachem Muñiz bemerkt, daß «el Futuro de Subjuntivo latino» (gemeint sind die Fortsetzer des *Futurum exactum*; p. 289) verschwunden ist, fehlt der für Lusitanisten wichtige Hinweis auf das Fehlen des konjugierten Infinitivs.

i) Fremd und unwissenschaftlich klingt in einer synchronischen Untersuchung die Behauptung, daß diese Mundart «un habla con formas tan arcaicas» sei, «que la hacen, entre las romances, una de las más próximas al latín vulgar» (p. 454).

Trotz ihrer Mängel bietet diese Arbeit nützliches Material für das Studium der galizischen Mundarten und die Entstehung der asturisch-galizischen Sprachgrenze.

Michael Metzeltin



Epistolario de Rufino José Cuervo con filólogos de Alemania, Austria y Suiza y noticias de las demás relaciones de Cuervo con estos países y sus representantes, ed. por GÜNTHER SCHÜTZ, Bogotá (Instituto Caro y Cuervo) 1976, Tomo I, XXI + 787 p. (*Publicaciones del Instituto Caro y Cuervo, Archivo epistolar colombiano 8*); Tomo II, VIII + 564 p. (*Publicaciones del Instituto Caro y Cuervo, Archivo epistolar colombiano 9*).

Die umfangreichen Bände VIII und IX bilden in jeder Hinsicht einen, vielleicht den Höhepunkt in der vom Instituto Caro y Cuervo unternommenen Herausgabe des Briefwechsels R. J. Cuervos. Bereits 1968 war als Band II der Briefwechsel des bedeutendsten Hispanisten seiner Zeit mit H. Schuchardt erschienen. Die Bände VIII und IX verschaffen nun einen Überblick über die Beziehungen Cuervos zu weiteren Gelehrten im deutschsprachigen Raum, darunter so bedeutenden Philologen wie A. Pott, A. Tobler, G. Gröber und W. Meyer-Lübke sowie wegen ihres Engagements so interessanten Persönlichkeiten wie F. Blumentritt und R. Lenz. Wesentlicher Bestandteil des zweibändigen Werks sind neben nur neun erhaltenen Briefen von Cuervo selbst über hundert an ihn gerichtete Briefe und Karten. Den Originaltext der Briefe von zwanzig deutschsprachigen Philologen und der wenigen von Cuervo an sie geschriebenen Briefe, die noch aufgefunden werden konnten, enthält Band I (VIII des Gesamtbriefwechsels), der auch eine «Introducción general» (p. 3–168) und «Introducciones individuales» zum Briefwechsel mit jedem einzelnen Korrespondenzpartner

umfaßt. In der «Introducción general» wird eine kurze Biographie Cuervos u. a. durch einen Überblick über seine vielfältigen Beziehungen zum deutschsprachigen Raum (z. B. Erlernung der deutschen Sprache, wissenschaftliche Orientierung an deutschen Vorbildern, Reisen usw.) und eine systematische Auflistung und Auswertung des Briefkorpus (mit Vergleichen zu teilweisen früheren Veröffentlichungen) ergänzt. Die jeweiligen «Introducciones individuales» bestehen aus Daten zur Biographie des Briefpartners, Angaben zu seinem Werk, einer Übersicht über jegliche Art von Beziehungen zwischen ihm und Cuervo, einer Beschreibung des verfügbaren Briefmaterials mit Einzelheiten zu Fundort, früheren Veröffentlichungen sowie verlorengegangenen Stücken und einem zusammenfassenden Kommentar zur Thematik der Briefe. Den Inhalt von Band II (IX des Gesamtbriefwechsels) bilden hauptsächlich Nachträge (einunddreißig in Band II des Gesamtepistolars noch nicht enthaltene, weil erst später entdeckte Karten von Schuchardt mit Kommentar (p. 5–61), Briefverkehr mit Nicht-Philologen deutscher Sprache, sonstige Dokumente verschiedenster Art, die spanischen Übersetzungen der nicht-spanischen Originaltexte in beiden Bänden sowie ein umfänglicher Apparat von Listen (von Cuervo zitierte deutsche, österreichische und Schweizer Autoren, ausgetauschte Portraits, ausgetauschte Schriften, Werke deutscher Autoren, Herausgeber, Übersetzer und Verlage sowie Werke in deutscher Sprache in Cuervos Bibliotheksnachlaß) und Registern (verschiedene Sachregister, Namenregister, Abbildungsverzeichnisse). Alle in den beiden Bänden gesammelten und aufbereiteten Schriftstücke sind nicht nur pauschal in vieler Hinsicht kommentiert, sondern einzeln mit einer Unmenge von Anmerkungen zu formalen Texteigenheiten und Inhalt (z. B. biographische Angaben zu den Namen der in irgendeiner Form genannten Autoren und sonstigen Personen¹ ausgestattet.

Das von G. Schütz mit minuziöser Akribie zusammengestellte Dokumentationswerk ist von vielfachem Interesse. Es vermittelt einen Eindruck von der Ausstrahlung von Wissenschaft und Wissenschaftlern im deutschsprachigen Raum auf Denken und Werk des kolumbianischen Autodidakten, der die spanische Philologie auf das internationale Niveau seiner Zeit hob, während ihre peninsularen Vertreter von W. Foerster, dem Schüler von F. Diez mit Recht als «(bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen) völlig theilnahmslos» (T. II, p. 150) bezeichnet werden konnten. Aber Cuervo, Ehrendoktor der Universität in Berlin, erscheint nicht nur als Empfangender, sondern auch als Gebender, bewundert und um Rat gefragt (den er immer großzügig gibt) von wenig bekannten wie namhaften deutschen Romanisten. Andererseits erlebt der Leser den Menschen R. J. Cuervo, und zwar vor dem Hintergrund der Geschichte (Andeutungen in den Briefen Blumentritts und Foerstes) und der bürgerlichen Kultur seiner Zeit mit ihren dem heutigen Leser schon nicht mehr ganz geläufigen, aber dem Kenner traditionsreicher deutscher Universitäten auch noch nicht ganz fremden Umgangsformen. Das Ganze – und das ist vielleicht der Aspekt, der ein solches Werk am meisten rechtfertigt – ein lebendiger Ausschnitt aus einem der wichtigsten Kapitel europäischer Sprachwissenschaft, noch nicht herausgezielt aus den Bezügen zu den Menschen und

¹ Unverständlich, wenn auch unwichtig, ist allerdings, daß der Herausgeber des Briefwechsels, dem es gelang, zu so vielen wenig bekannten Namen auf manchmal sehr mühsame Weise Daten zu recherchieren, als deutscher Romanist gerade über den bekannten rumänischen Philologen Tiktin sagen kann: «No hemos encontrado datos sobre él» (T. II, p. 74 N 2). HARITON TIKTIN, der 1850 in Deutschland geboren war, kam erst mit achzehn Jahren nach Rumänien (Iaşi), wo er auch erst die rumänische Sprache erlernte. Heute noch von wissenschaftlichem und praktischem Wert ist sein *Rumänisch-deutsches Wörterbuch* (1895–1925), das zu den bedeutendsten Werken der (etymologischen und zweisprachigen) rumänischen Lexikographie überhaupt zählt. Weitere wichtige Werke: *Studien zur rumänischen Philologie* (1884), *Manual de ortografie română* (1889), *Gramatica română pentru învățămîntul secundar: Teorie și practică* (Bd. I 1891, Bd. II 1895; 3. Aufl. durch I.-A. CANDREA 1945), *Rumänisches Elementarbuch* (1905).

Ereignissen ihrer Zeit. Probleme der Etymologie und der historischen, der deskriptiven und der normativen Grammatik, bewundernswerte Askese und Selbstdisziplin wie triviale Lebensumstände als Boden der wissenschaftlichen Leistung, am Horizont nicht ganz zu übersehen die Emotionen in den deutsch-französischen Beziehungen zwischen zwei Kriegen, Unabhängigkeitskampf in den letzten spanischen, unter den konkreten politischen und kulturellen Einfluß einer neuen Weltmacht kommenden, Kolonien und Aufbruch Südamerikas aus der Problematik der Neuen in die der heute so genannten Dritten Welt. Zu verdanken ist dieses Mosaikbild dem geduldigen und fleißigen Zusammentragen kleinster Steinchen durch einen deutschen Hispanisten, der die Heimat Cuervos gut kennt und wohl auch deshalb seine Kommentare inhaltlich so zu akzentuieren und formal so zu gestalten wußte, daß sie den kolumbianischen Humanisten, der Cuervos geistiges Erbe im Südamerika der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verwaltet, und den deutschen Durchschnittsphilologen mit großenteils anderer Mentalität und wissenschaftlicher Orientation gleichermaßen berühren können.

Reinhold Werner



ENRIQUE ZULETA ÁLVAREZ, *Lengua y cultura de Hispanoamérica en el pensamiento de Miguel Antonio Caro*, Bogotá (Instituto Caro y Cuervo) 1977, 96 p. (*Filólogos colombianos* 8).

Der Autor dieses Büchleins charakterisiert auf wenigen Seiten (68 nach Abzug der nicht bedruckten Seiten und der Abbildungen, jedoch «Introducción» und Seiten mit wenigen Zeilen am Ende von Kapiteln mitgezählt) in leicht leserlicher Form (Vertrautheit mit Caros Biographie und Werk wird vorausgesetzt) Caros Einstellung zu Sprache und Kultur in Hispanoamerika. In den ersten zwölf Kapiteln werden einige allgemeine Konstanten im Denken Caros angesprochen, die wohl diese Einstellung, so wie sie in den restlichen vier Kapiteln umrissen wird, geprägt haben. Der Text zitiert genügend einschlägige Stellen aus dem Werk Caros, auf Detailanalysen und umständlichen philologischen Apparat verzichtet er (nur wenige bibliographische Fußnoten). Die Resultate, zu denen hinsichtlich seines Themas der Autor des Bändchens kommt, lassen sich gut mit dessen letzten Zeilen zusammenfassen:

«Fuera de la unidad que para Cuervo establecían la lengua y la religión, Hispanoamérica jamás hallaría su destino; y así como el sentimiento de hermandad que alienta en nuestros pueblos, se alimenta de una religión que no se había dividido en sectas, también recibía su vigor de una lengua que no se había fragmentado en dialectos. Si se exacerbaba el particularismo idiomático, si se impulsaran las tendencias divisionistas, se perdería toda posibilidad de lograr un americanismo auténtico, que como tal sólo podría fundarse en la realidad de una tradición y de un presente, compartido en sus elementos principales».

Manchen heutigen Leser, der zwar vielleicht noch der Logik dieser Einstellung, nicht aber ohne weiteres dem Anliegen selbst folgen kann, wird die Lektüre des Bändchens auf den Zugang dazu, verschiedene Strömungen in der ihm wohlvertrauten (?) europäischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, hinweisen.

Reinhold Werner



HOLGAR STEN, *L'emploi des temps en portugais moderne*, Kopenhagen (Munksgaard) 1973, 321 p. (*Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab, Historisk-filosofiske Meddelelser* 46, 1).

Dieses postum erschienene Werk des großen dänischen Forschers stellt ein Pendant zu seiner klassischen Darstellung der französischen Tempora dar¹. In einem wesentlichen Punkt geht sie sogar über die frühere Publikation hinaus: Es werden nicht nur die indikativischen Zeiten besprochen, sondern auch die verschiedenen Formen des Konjunktivs. Somit handelt es sich um eine Gesamtdarstellung des portugiesischen Tempussystems².

Die Vorzüge sind die gleichen wie beim französischen Werk: Ein ungeheuer umfangreiches Material³ wird klar geordnet und sorgfältig interpretiert und auch durch einen guten Index (p. 314–321) erschlossen. Sten verliert keine Zeit mit allgemeinen theoretischen Erörterungen und Spekulationen. Im Gegensatz zu seinem französischen Pendant enthält das Werk nicht einmal eine «Introduction» und beginnt gleich mit der Besprechung des Präsens⁴.

Es kann hier nicht darum gehen, die Ereignisse des reichen Werks von mehr als 300 Seiten auch nur andeutungsweise auszubreiten. Jeder Forscher, der sich für das portugiesische Tempussystem interessiert, kann sich leicht selbst von der Fülle des Dargebotenen überzeugen. Er wird auch sogleich feststellen, daß er nicht an diesem grundlegenden Werk vorbeigehen kann. Jenen, welche die Publikation dieses Buches aus dem Nachlaß von H. Sten ermöglicht und betreut haben, gebührt der Dank der Forschung.

G. H.



Studies of the Spanish and Portuguese Ballad, ed. by N. D. SHERGOLD, London (Tamesis Books Ltd. in collaboration with the University of Wales Press) 1972, 176 p. (*Colección Tamesis A/21*).

Il en est de l'appréciation du «romancero» hispanique comme de tant d'autres chapitres de l'histoire littéraire: un certain nombre d'idées reçues sont battues en brèche par les recherches actuelles de la critique. Et, avec cela, l'histoire du «romancero» est longue, autant que l'étonnante vivacité de cette forme poétique pratiquée sans interruption du XIV^e siècle jusqu'à nos jours.

La première notion dont il a fallu se dégager est celle d'une poésie simplement «populaire», chère aux romantiques. Menéndez Pidal l'a remplacée une fois pour toutes, dans ce contexte, par celle de *poésie traditionnelle*. D'après sa thèse, que tout le monde accepte désormais en principe, les *romances viejos* (du XIV^e au XVI^e siècles), dans leur grande variété et quelle

¹ HOLGAR STEN, *Les temps du verbe fini en français moderne*, Kopenhagen 1952 und ²1964.

² In einem letzten Kapitel werden auch die «Periphrasen» 'haver de + Infinitiv' und 'ir + Infinitiv' besprochen. Das Buch schließt mit einem Hinweis auf die nur in Ansätzen vorhandene und von Puristen abgelehnte Periphrase 'vir de + Infinitiv'.

³ Dieses Material stammt aus rund 150 Werken vorwiegend aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Im Vordergrund steht erzählerische Prosa, z. B. der Großteil der Werke von Eça de Queirós, Aquilino Ribeiro und Miguel Torga. – Man bedauert, daß diese exzerpierten Werke nicht in einem gesonderten Verzeichnis aufgeführt sind und in der Bibliographie mit der verwendeten linguistischen Literatur über Tempusprobleme vermischt werden.

⁴ Das kann natürlich auch mit den besonderen Bedingungen der Publikation dieses Werkes zusammenhängen. Doch auch im französischen Werk umfaßt die «Introduction» nur gerade 5 Seiten.

que fût leur origine (populaire ou érudite) ont en commun le fait d'avoir été transmis oralement et d'avoir été transformés par des apports incessants de tous ceux qui les ont chantés, introduisant dans chaque poème un nombre illimité de variantes.

Mais, sous son impulsion, la recherche au sujet des romances a pris un caractère archéologique: on a voulu remonter le cours du temps pour découvrir chaque fois la forme la plus ancienne, considérée la plus pure, des poèmes. Car le «romancero» était considéré comme la *mémoire poétique* de l'Espagne, poésie de nature épique et nationale, vénérable en raison de son ancienneté. Et c'est cette notion qui, à son tour, est entrée en crise: la tradition n'est pas un simple regard tourné en arrière, mais une vue progressive de l'histoire; elle ne constitue pas seulement une transmission, mais aussi un renouvellement, une création continue et collective; les générations successives adaptent les *romances viejos* à des sensibilités et à des esthétiques sans cesse changeantes¹. Dans cette vision nouvelle, les *romances* apparaissent comme de purs récits poétiques, pratiquement détachés de toute réalité historique. Ils perdent ainsi beaucoup de leur halo épique et de leur prestige de poésie «nationale». Ceci ouvre heureusement la voie à une interprétation plus littéraire du «romancero» et, par là, à une meilleure compréhension de la survivance de cette forme poétique à travers toutes les étapes de l'histoire culturelle dans tous les pays du domaine hispanique.

Le volume dont je rends compte s'attache précisément à étudier l'évolution de cette forme qui s'est toujours appelée *romance* et qui, partant de la création multiple des «auteurs-légion» – dont parle Menéndez Pidal – à la fin du moyen âge, est devenue un instrument de création individuelle entre les mains des plus grands poètes, du *Siglo de oro* jusqu'à la période contemporaine, tout en gardant une série de caractéristiques du style qui en font l'unité, indépendamment de la versification.

Les chapitres de cet ouvrage collectif sont autant de rapports présentés à la rencontre d'études hispaniques organisée par plusieurs Collèges de l'Université du Pays de Galles, en 1970. La démythification des *romances viejos* interprétés comme véhicules de la gloire nationale, fait un grand pas en avant grâce au remarquable exposé de C. C. Smith, *On the Ethos of the Romancero viejo*. Cet article, qui ouvre le volume, nous montre clairement que les valeurs morales des *romances* sont souvent tout autres que «el espíritu cristiano, caballeresco, guerrero, democrático [y austero]» de la Vieille Castille, dont on les a parés de façon quelque peu arbitraire. Leur esprit n'est en fait ni spécialement patriotique, ni guerrier, ni très conforme à la vérité historique et à la religion chrétienne.

Les travaux suivants montrent les résultats produits par la forme métrique et les conditionnements stylistiques du *romance* lorsque ceux-ci ont été appliqués aux thèmes et aux conventions poétiques des périodes ultérieures. Ainsi, J. M. Aguirre, dans son essai *Moraima y el prisionero: ensayo de interpretación*, rappelle les symboles qu'on a vus dans ces deux *romances* strictement lyriques dès le *Siglo de oro* et l'apparition en eux d'éléments propres à l'amour courtois. Gwynne Edwards commente en détail le *Romance de Angélica y Medoro* de Góngora et sa signification poétique, en rapport avec ses sources italiennes dans l'*Orlando furioso*. D. Gareth Walters précise les relations qui existent entre l'amour courtois et la tradition pétrarquiste, italianisante, d'une part et la forme «populariste» de l'autre, en comparant le traitement des sujets amoureux par Quevedo, dans ses *romances* et dans ses sonnets. Puis, revenant au domaine plus proprement populaire, le catalanisant Albert G. Hauf donne un vaste échantillonnage des enchaînements du motif des «transformations» («si tu deviens *a* / je deviendrai *b*; si tu deviens *b* / je deviendrai *c*, etc.), à partir d'un *romance* très répandu en Catalogne, à travers des contes et des chansons populaires de divers pays – Italie, France,

¹ Cf. à ce propos notre compte rendu de l'ouvrage de P. BÉNICHOU, *Creación poética en el romancero tradicional*; *VRom.* 32 (1973), 375–77.

Suisse (Grisons), Canada, Grande-Bretagne, Allemagne et même les Pays scandinaves (à l'exclusion de la Castille!) – jusqu'à *El público* de Federico García Lorca.

Au XVIII^e siècle, le *romance* est toujours vivant. R. G. Havard nous entretient de ceux de Meléndez Valdés, plus fidèles à la ligne lyrique de Góngora et de Lope de Vega qu'à celle des *romances* prétendument historiques. En revanche, le romantisme revient à un type de *romances* qui se voudraient proches de ceux du moyen âge, mais l'éditeur du volume, N. D. Shergold, a beau jeu de montrer que les *romances* du Duque de Rivas doivent plus aux techniques narratives et théâtrales du romantisme qu'aux *romances* traditionnels. C'est à notre siècle et en particulier au *Romancero gitano* de García Lorca qu'appartient d'avoir réussi la synthèse de «lo culto y lo popular», dans un art très «moderne», marqué par l'usage des métaphores. J. B. Hall illustre ce fait en analysant le *romance* de *San Rafael (Córdoba)*, qui est confronté ici avec les *romances viejos*. Une dernière contribution, d'A. Pinheiro Torres, étudie un élément plus caractéristique des *romances* portugais que des *romances* espagnols: leur anti-cléricalisme!

On ne saurait attendre des actes d'un colloque – même si leur contenu est particulièrement riche –, un examen exhaustif du sujet. Les exposés intéressants et suggestifs que je viens d'énumérer incitent à la réalisation de l'étude d'ensemble du *romance* à travers les siècles. Si l'on peut tirer de leur lecture une conclusion provisoire, ce serait que le *romance*, en tant que forme artistique (que les Anglais appellent *ballad*) se présente à toutes les époques comme la synthèse d'une inspiration populaire – ou du moins d'une aspiration populariste – avec des techniques poétiques très raffinées.

Ramon Sugranyes de Franch

